Preis 20 Pfennig.





Nr. 98/99.

Ein Blick
in die
Reductionen von Paraguay

von A. H.

Berlin, Verlag der Germania.

Jahrg. VI. 1895. Nr. 8/9.

Von den **Katholischen Flugschriften** zur Wehr und Lehr' sind bis jetzt erschienen:

Nr. 1. Luther und die Ehe.
Nr. 2. Der offene Brief des Evangelischen Bundes.
Nr. 3. Das Christusbild im St. Petersdom.
Nr. 4. Die Segnungen der Reformation.
Nr. 5. Rom und die sociale Frage.
Nr. 6. Luther's „Freiheit eines Christenmenschen".
Nr. 7. Ignatius und Luther.
Nr. 8. Socialdemokraten und Jesuiten.
Nr. 9. Was kann uns helfen?
Nr. 10. Das „wallende Blut" zur „Wahrung der protestantischen Interessen".
Nr. 11. Die Socialdemokratie, bei Licht besehen.
Nr. 12. Die Jesuiten nach unparteiischen Zeugnissen.
Nr. 13. Im Dom zu Köln.
Nr. 14. Die Karthäuser von London.
Nr. 15. Die Moral der Jesuiten und ihrer Angreifer.
Nr. 16. Katholische Missionsthätigkeit in Afrika.
Nr. 17. Der Darwinismus.
Nr. 18. Kann ein Katholik Socialdemorkat sein?
Nr. 19. Die Läugnung der Gottheit Christi.
Nr. 20. Protestantische Agitation gegen die Jesuiten.
Nr. 21. Die Protestkirche zu Speier.
Nr. 22. Die katholische Landbevölkerung im socialdemokratischen Zukunftsstaate.
Nr. 23. Die Kuttenangst der Liberalen.

Ein Blick

in die

Reductionen von Paraguay

von **A. H.**

„Ich habe früher ihre (der Jesuiten) Wirksamkeit in Paraguay und Brasilien unter ihre schlimmsten Handlungen des Ehrgeizes eingereiht; eine ausgedehntere Forschung aber hat mich überzeugt, daß ich in Gemeinschaft mit Anderen ihnen in diesem Falle schweres Unrecht that. Ihr Verhalten in diesen Ländern ist eines der herrlichsten Beispiele christlicher Hingebung, christlicher Geduld, christlicher Menschenliebe und uneigennütziger Tugend als historische Thatsache." (Howitt, Colonization and Christianity 121.)

Berlin.

Verlag der „Germania",

Actiengesellschaft für Verlag und Druckerei.

Einleitung.

Zum bessern Verständniß der folgenden Blätter sei ein kurzes Wort über die Vorgeschichte und die Entstehung der Reductionen vorausgeschickt.

Die Jesuiten sind nicht die ersten Missionäre Paraguays. Lang vor ihnen waren schon gleich mit den ersten spanischen Eroberern im Anfang des 16. Jahrhunderts Franziskaner, Mercedarier, Dominikaner, Hieronymiten u. a. theils von Spanien, theils von Peru aus ins Land gekommen, um die Seelsorge der spanischen Colonisten und auch die Bekehrung der einzelnen Stämme zu übernehmen. Ueber ihre Wirksamkeit sind nur spärliche Quellen vorhanden. Die wirren Zustände der ersten Eroberungsperiode und die allzu geringe Zahl der Geistlichen erschwerten trotz des Heroismus der ersten Missionäre eine gedeihliche religiöse Entwicklung. Noch im Jahre 1557 zählte Paraguay im Sinne der älteren Missionsberichte, d. h. das ganze spanische Colonialreich zwischen den Anden und dem La Plata, bloß 20 Welt- und Ordenspriester. Die Bischöfe des Landes (der Bischoffitz Asuncion in Paraguay wurde 1547, der von Cordova in Tucuman 1570 und der von Buenos Aires 1583 errichtet) sahen sich deßhalb um Hülfe um und beriefen Jesuiten,

die im nahen Peru und in Brasilien bereits längere Zeit sowohl unter den Colonisten wie unter den wilden Eingeborenen mit großem Erfolge thätig waren. 1586 kamen auf Bitten des Don Francisco de Victoria O. P., Bischofs von Tucuman, die ersten Missionäre der Gesellschaft Jesu zuerst nach Tucuman, (die heutigen West- und Mittelprovinzen Argentiniens) und das Jahr darauf auch nach dem eigentlichen Paraguay, wohin sie vom Bischof von Asuncion Don Alonso Guerra, O. P. eingeladen worden.

Ihre nächste Sorge galt der religiösen Reform der spanischen Colonisten. Rasch entstanden in den wichtigsten Städten der Colonie, wie in Santiago de Estero, Asuncion, Cordova, Buenos Aires, Corrientes, Tarija, Salta, Catamarca, S. Miguel de Tucuman, S. Fé, Rioja &c. Collegien, Exercitienhäuser, Seminare, Residenzen, als ebensoviele Mittelpunkte wissenschaftlicher Bildung und religiöser Erziehung. Gleichzeitig wandten sie sich in Verein mit den Franziskanern, deren größter Missionär, der hl. Franz von Solano, seit 1590 zehn Jahre lang den Stämmen von Tucuman und Gran Chaco rastlos das Evangelium gepredigt, auch der Bekehrung der Indianer zu.

Die Missionsweise der Jesuiten war anfangs im Wesentlichen dieselbe wie die der andern Orden. Sie zog zunächst die von den spanischen Colonisten bereits in die sogenannten Commenden, d. h. eine Art Leibeigenschaft gebrachten Stämme

in ihren Bereich und dehnte sich dann auch auf die noch freien, über das ungeheure Gebiet zerstreuten Völkerschaften aus, denen man durch „Wandermissionen" das Licht des wahren Glaubens brachte. Diese Wandermissionen, die den muthigen Apostel wie im Fluge von Stamm zu Stamm, durch Pampas und Urwald, über Berge und Flüsse trugen, ließen zwar den heroischen Opfermuth dieser geistlichen Eroberer in hellstem Licht erstrahlen und erzielten rasche, scheinbar glänzende Erfolge. Da aber bei dieser Missionsart ungeheure Gebiete auf einen oder wenige Missionäre kamen, so wurde nichts Bleibendes geschaffen. Mit scharfem Blicke erkannte der Ordensgeneral P. Claudius Aquaviva diesen Mangel. Er drängte darum auf ein einheitlicheres Zusammenwirken nach einem festen Plane und auf Gründung bleibender, dauerhafter Mittelpunkte. P. Diego de Torres Bollo, der erste Provinzial der 1606 errichteten Ordensprovinz von Paraguay, sollte diese Idee zur Ausführung bringen. Mit ihm erst beginnt das System der eigentlichen Reductionen. Dieselben verdanken ihr Entstehen, nicht wie behauptet wurde, einem von vornherein von den Jesuiten ausgeheckten theoretischen Staatsideal, das die Herrschsucht des Ordens unabhängig von der spanischen Krone hier insgeheim zu verwirklichen trachtete,*) sondern sie wuchsen, ähnlich wie die

*) Vgl. „Stimmen aus Maria-Laach", 25. Bd. 1883, S. 439 ff.

ersten Versuche dieser Art in Brasilien*) aus dem Bestreben heraus, einerseits die bis dahin zersplitterte Missionsthätigkeit auf feste Mittelpunkte zu concentriren, andererseits die drei großen Hindernisse, die einer wahren Bekehrung der eingeborenen Stämme im Wege waren, wirksam zu beseitigen. Diese Hindernisse waren: Die durch das spanische Commendensystem bedingte Unterdrückung der Indianer und die daraus folgende Abneigung gegen die Religion ihrer Bedrücker, das unstäte Nomadenthum der noch freien Stämme und der vergiftende Einfluß des schlechten Beispiels der sittlich vielfach tief stehenden weißen Colonisten. Demgegenüber lautete nun die Parole der Jesuiten: Freiheit und Isolirung der Eingeborenen durch Sammlung in eigene, ausschließlich von Indianern bewohnte und selbständig verwaltete Ortschaften, d. h. in Reductionen. Das kühne Auftreten des Provinzials de Torres und seiner Ordensgenossen gegen den Mißbrauch der Commendenwirthschaft rief im ganzen Lande einen Sturm gegen den Orden hervor, der zur wiederholten Vertreibung aus seinen Collegien und Missionen und zu fortgesetzten Feindseligkeiten seitens der Colonisten und selbst der Geistlichkeit führte, die das Commendenthum als einen zurecht bestehenden Gebrauch anerkannte. Allein die Jesuiten fanden in ihrem für die wahre christliche Civilisation der Ein-

---

*) Vergl. H. Handelmann, Gesch. von Brasilien, Berlin, 1860. S. 78 ff.

geborenen muthig aufgenommenen Kampfe einen mächtigen Bundesgenossen an König Philipp III. von Spanien, der energischer noch als seine Vorfahren sich der unterdrückten eingeborenen Rasse annahm, das servitium personale (Leibeigenschaft im Sinne der Commendenbesitzer oder Encomenderos) untersagte und es als seinen königlichen Willen erklärte, daß an Stelle der Eroberung mit Waffengewalt bei den noch unabhängigen Stämmen in Zukunft bloß die Conquista espiritual, die friedliche Eroberung durch Missionäre trete. Der König billigte deßhalb nicht bloß den neuen Plan der Jesuiten, sondern wies die Statthalter von Rio de la Plata durch eine Reihe königlicher Handschreiben an, denselben in jeder Weise, auch durch Zuschüsse aus den königlichen Einkünften zu fördern.*) Nach einem Uebereinkommen zwischen dem damaligen Statthalter von Rio de la Plata, Diego Martin de Negrón, seinem Vorgänger Hernandarias de Saavedra und dem Provinzial P. Diego de Torres erhielten die Jesuiten zunächst das weite noch unbesetzte Gebiet am mittleren und unteren Paraná als Operationsgebiet des neuen Systems zugewiesen, mit dem Recht der Ausschließung der spanischen Colonisten und der Gründung freier selbstständiger Indianercolonien oder Reductionen. Dieselben unterstanden un-

*) Vgl. die gründliche, auf eingehenden Studien beruhende Schrift des spanischen Historikers R. Monner Sans, Pinceladas Historicas. Misiones Guaraniticas (1607 bis 1800) Buenos Aires 1892.

mittelbar der Krone, die hier zusammgebrachten christlichen Indianer sollten auf 10 Jahre von jeder Dienstleistung und Abgabe frei sein und dann erst zu einer mäßigen Kopfsteuer herangezogen werden. Die Cedula magna, der große Freibrief vom 6. März 1609, erklärte sogar die volle Gleichberechtigung der bekehrten Indianer mit den Spaniern. Auf Grund dieser königlichen Freibriefe, denen auch unter den Nachfolgern Philipps III. bis kurz vor der Vernichtung der Mission fortwährend neue Privilegien und Immunitäten zu Gunsten der Reductionen folgten, begannen die Jesuiten das neue Missionssystem zuerst in der ehemaligen Provinz Guayra (ungefähr der heute brasilianische Staat Paraná), wo 1609 die erste eigentliche Reduction Loreto am Rio Paranapanema entstand. 1630 zählte die Guayra-Mission 11 Redunktionen, deren Bevölkerungszahl wohl übertrieben auf 200 000 Seelen und mehr angegeben wird. Ein Grund, der die rasche Entwicklung dieser ersten Reductionen förderte, waren die Sclavenjagden, die von den benachbarten portugiesischen Capitanien St. Vincente und St. Amaro (im heutigen Staate St. Paulo) aus immer tiefer ins Innere ausholten und die gescheuchten Wilden von allen Seiten in die schützenden Reductionen trieben. Aber bald erreichten die Streifzüge auch die Reductionen selbst. Eine nach der andern fiel den grausamen Menschenjägern zum Opfer. Allein im Jahre 1630 wurden 30 000 Indianer in Guayra theils ermordet theils

weggeschleppt. (Vgl. Handelmann l. c. 516 ff.) Umsonst eilten die Patres nach Brasilien, um bei der portugiesischen Colonialregierung Gerechtigkeit zu finden, umsonst wandten sie sich um Schutz an die spanischen Statthalter. Man ließ sie im Stich. Als einzige Rettung wurde der Auszug der noch übrigen oder zersprengten Christengemeinden in das Gebiet des mittleren Paraná und Uruguay beschlossen und 1631/32 unter Anführung des kühnen P. Simon Mazeta ausgeführt. Der Protestant Dr. H. von Ihering (Globus 1891. S. 79) nennt diesen Völkerexodus eine „der großartigsten Leistungen, welche die Geschichte in dieser Art kennt". Nur ca. 12 000 Mann erreichten ihren Bestimmungsort und wurden hier in den seit 1610 bereits gegründeten oder nunmehr neu errichteten Reductionen untergebracht. Ebenso wie die Reductionen von Guayra fielen auch diejenigen am Rio Jacuhy und in der Sierra dos Tapos (Banda oriental) den portugiesischen Einfällen zum Opfer. Daß die spanischen Statthalter es abgelehnt oder vernachlässigt hatten, den bedrohten Missionen zu Hülfe zu kommen, rächte sich dadurch, daß mit den Reductionen auch die spanischen Colonien in Guayra von den Paulinisten zerstört und später die ganze Provinz der spanischen Krone verloren ging. Da die Jesuiten sich somit auf Selbstschutz angewiesen sahen, erlangten sie vom König das außerordentliche Privileg einer eigenen, auch mit Feuerwaffen ausgerüsteten Reductionsmiliz, die dem Unwesen der Paulinisten

bald wirksam ein Ziel setzte und in der Folge der spanischen Colonie gegen die Portugiesen sowohl wie gegen die Ueberfälle wilder Horden unschätzbare Dienste leistete. (Ausführlich bei Sans l. c. Cap. 6.) Der sog. christliche Indianerstaat von Paraguay entstand nun aus den bereits gegründeten und neu entstehenden Guarani-Reductionen im Stromgebiet des mittleren Paraná und Uruguay. Zur Zeit der höchsten Blüthe waren es 33. Davon lagen im eigentlichen Paraguay 11, nämlich zwischen dem Paraná und Rio Tebicuary: Ignacio Maior (1609/10), Itapua (1614), S. Maria de Fé (1632), S. Cosmé (1634), Santiago (1672), Jesus (1685), S. Rosa (1698), Trinidad (1706); dazu kamen weiter nördlich, als Verbindungsglied mit den Reductionen der Chiquitos im Südosten des heutigen Bolivia: S. Joaquim (1746), S. Estanisláo (1749) und Bélem (1760). Zwischen dem Paraná und Uruguay in dem heutigen argentinischen territorio de misiones (occidentales) lagen 15: Concepcion (1620), Corpus (1622), Japeju (1626), Candelaria (1627), S. Xavier (1629), Cruz (1629), S. Carlos (1631), SS. Apostolos (1632), S. Anna (1633), S. Maria Mayor (1633), S. José (1638), Martyres (1638), S. Tomé (1639), S. Ignacio Miri (1659), Loreto (1686). Am linken Ufer des Uruguay an der Westgrenze des heute brasilianischen Staates Rio Grande do Sul waren 7: die sog. siete misiones orientales: S. Nicolas

(1627), S. Luiz (1632), S. Miguel (1632), S. Borja (1690), S. Lorenzo (1691), S. Baptista (1698), S. Angelo (1707). Die meisten dieser Ortschaften mußten in Folge der häufigen Einfälle der wilden Tupis und Mbajas und anderer wilden Horden wiederholt ihren Standort ändern, wobei sie meist denselben Namen beibehielten, ein Grund der theilweisen Verwirrung und Abweichung mancher älterer Karten.*)

Außer diesen 33 Guarani-Reductionen, die im Herzen des herrlichen Stromlandes gelegen, den eigentlichen „christlichen Indianerstaat von Paraguay" ausmachten, gründeten die Jesuiten nach ihrem Muster auch eine Reihe anderer, so die der Chiriguanes im Nordwesten Tucumans, die sich aber nicht dauernd hielten, die der Chiquitos im Südosten des heutigen Bolivia, welche 1767 in 10 Dorfschaften über 20 000 bekehrte Indianer zählten, die unter den Gran Chaco-Indianern, besonders die Stämme der Macobis und Abiponis umfassend, weithin bekannt geworden durch die interessanten Monographien von P. Martin Dobrizhoffer und P. Florian Baucke, sowie eine Reihe anderer. Neben der Missionsthätigkeit in diesen

*) Die Lage der Reductionen im Jahre 1732 zeigt O. Werner's Kathol. Missions-Atlas Karte 17. Herder, Freiburg i. B. 1885. Die Bevölkerungsziffer in verschiedenen Jahren bei Sans l. c. Cap. 7; Gründung und Geschichte der einzelnen Red. bei J. P. Gay, Hist. da Republ. Jesuitica do Paraguay, Rio de Janeiro 1863.

Reductionen wirkten die Jesuiten fast 200 Jahre lang in ihren Lehr- und Erziehungsanstalten, Seminaren, Exercitienhäusern &c. fast in jeder wichtigen Stadt der drei Statthalterschaften zu Gunsten der spanischen Bevölkerung und in fortwährenden „Wandermissionen" bei mehr als 30 Stämmen des Gran Chaco und der Pampas.

Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu hat darum nicht bloß das herrliche Werk der Reductionen zerstört und hunderttausende armer Indianer wieder dem Verderben preisgegeben, sie hat auch, wie von unabhängigen Gelehrten offen eingestanden wird, den Verlust der spanischen Colonien heraufbeschworen und die Civilisation Süd-Amerikas fast um ein Jahrhundert zurückgebracht. *)

Kein Orden ist in allen seinen Institutionen und Werken so schwer und bitter verläumdet und verfolgt worden als die Gesellschaft Jesu. Dieser Stachel des Neides und Hasses hat natürlich auch die Reductionen, eine ihrer schönsten Schöpfungen nicht verschont. Die Quellen, aus denen die Verläumdung vorwiegend schöpfte, sind die Schriften von Apostaten oder von Männern, die im Dienste der ausgesprochensten Gegner des Ordens standen. Ihnen gegenüber stehen die Zeugnisse zahlreicher vorurtheilsfreier, auch protestantischer Forscher, die Urtheile einer Reihe von Bischöfen, unter deren Jurisdiction die Reductionen

---

*) Siehe eine Reihe von Zeugnissen u. a. bei Sans und bei T. W. M. Marshall, die christl. Miss. 3 Bd. S. 151 ff., Mainz 1863.

standen, von königlichen Untersuchungscommissionen und königlichen Handschreiben*) und endlich die Originalberichte der Missionäre selbst, die in ihrer einfach klaren, oft kindlich naiven Darstellungsweise das Gepräge des Selbsterlebten und den Stempel unverfälschter Wahrheit auf der Stirne tragen. Wem sollen wir glauben? —

Noch eins. Das Bild, das wir im folgenden entwerfen, greift nur einen Punkt heraus, der aber der wichtigste ist, die religiösen Zustände der Reductionen. Die Gründungsgeschichte und die Schilderung der politisch-wirthschaftlichen Verhältnisse müssen eigens behandelt werden. Daß das Bild, wie es sich uns zur Zeit der Blüthe darstellt, nicht sofort in solcher Vollendung dastand, ist einleuchtend; es ist das Ergebniß eines fast jahrhundertlangen unermüdlichen Ringens und Opfermuthes. Die spätere Vernichtung dieser großartigen Schöpfung als einen Beweis hinstellen wollen, daß sie nicht Gottes Werk gewesen, wie das neuerdings noch geschehen, würde ebenso auch die ersten Apostelkirchen richten.

A. H.

---

*) Die Urkunden u. a. theils bei Sans und bei Charlevoix, Histoire du Paraguay, 3 Bd. 4°, Paris 1756 im Anhang; noch vollständiger in der lateinischen Ausgabe, Venet. 1779.

I. Aeußere Anlage und Bauten der Reductionen.

„Nichts in dem Missionsplan der Jesuiten," sagt der Protestant Southey, „war ein Ergebniß von Zufälligkeiten. Alles war klug überlegt und genau von vornherein bestimmt."*) Diese Berechnung erstreckte sich vor allem auf die Wahl des Ortes und die Anlage und den Bauplan der Dorfschaften und Gebäulichkeiten.

Lage der Reductionen.

Die Reductionen lagen fast immer auf gesunden luftigen Hügelhöhen und in der Nähe der beiden majestätischen Ströme, des Paraná und Uruguay oder eines ihrer Nebenflüsse. Gay weiß nicht genug die romantische Lage und die prächtigen Fernsichten zu rühmen, die man heute noch von den Ruinen aus genießt. Die Höhenlage bot außer gesundheitlichen Rücksichten den Vortheil leichterer Abschließung und Vertheidigung bei den häufigen Ueberfällen feindlicher Horden; das nahe, weitverzweigte Stromnetz aber bildete eine treffliche Wasserstraße und erleichterte die Verkehrsverbindung der Reductionen unter sich und mit den größern spanischen Colonialstädten.

*) History of Brazil, London, 1817, vol. 2. pag. 339.

Grundriß und Bauart*)

der Reductionen waren vortrefflich durchdacht und mit geringer Abänderung bei allen gleich. Auf der zur Neugründung gewählten Stelle wurde zunächst ein großer, quadratischer Platz abgesteckt; er blieb frei und hieß die „Plaza" (Forum quadratum). In der von P. Sepp 1697 gegründeten Reduction von S. Juan Baptista war der „Renn-Platz," wie er ihn nennt, 450 Fuß lang und 400 Fuß breit; nach P. Peramas maß er durchschnittlich 150 Ellen im Geviert. An der Nordseite dieses Kirchplatzes, der öfters von Baumalleen beschattet wurde, in seinen vier Ecken mit hohen hölzernen Kreuzen und vor der von Süden einmündenden Hauptstraße meist mit einer hohen Statue der Himmelskönigin geziert war, stand in der Mitte die Kirche, rechts (westlich) davon das Haus der Missionäre mit den Werkstätten, links der Friedhof. An jede der übrigen drei Seiten des Platzes stießen je drei Häuserreihen des Dorfes und mündeten vier zwischen denselben schnurgerade hinlaufende Hauptstraßen. Je sechs Häuser bildeten eine Gruppe (vicus, insula), die durch eine Querstraße von der folgenden getrennt war. Die Häuser der einzelnen Gruppen selbst standen wieder getrennt

---

*) S. J. Peramas, De Vita et moribus tredecim virorum Paraguaycorum Faventiae, 1793 pag. 4 sq. Southey, l. c.; A. Sepp, (A.) Reißbeschreibung in Paraguarium. 2. Aufl. Ingolstadt, 1712. S. 189 ff. (B.) Continuation der Beschreibung, Ingolst. 1710. a. v. O.

von einander, damit bei den in Paraguay so häufigen und heftigen Gewittern die Feuersgefahr vermindert und ein Brand leichter gelöscht werden konnte. Da die Häuser alle gleiche Länge und Breite hatten, so waren auch alle Querstraßen gradlinig und liefen genau parallel zu den Seitenlinien des Platzes. Bei einer nothwendig werdenden Vergrößerung der Ortschaft wurden die Häuserreihen einfach in ihrer Richtung weitergeführt. Die Straßen waren sehr breit, die Hauptstraßen in S. Baptista z. B. 60 Fuß, um — so begründet dies P. Sepp — alle Winkelgassen und jene engen dunklen Schlupfecken zu vermeiden, die eine Ortschaft so häßlich und unbequem machen und nur die Feuersgefahr vergrößern. Der Plan gab dem Ganzen große Uebersichtlichkeit und erleichterte die rasche bequeme Verbindung, was, wie derselbe P. Sepp hervorhebt, bei den häufigen und plötzlichen Krankenrufen bei Tag und bei Nacht sehr wichtig war. Sehen wir uns nun die Bauten und ihre Einrichtungen näher an.

Die Wohnungen der Indianer

waren ursprünglich sehr einfach. Fest in den Boden gelassene Pfähle und Latten, so beschreibt sie Southey, dazwischen ein mit Weidenruthen oder Riemen fest gebundenes Rohrgeflecht, das mit einer Mischung aus Stroh und Kuhdünger beworfen wurde, bildeten die Wände; Schindeln aus Carandayholz, darüber eine wasserdichte Schichte aus Lehm und Ochsenblut, das Dach.

„Trostreiche Abbildungen der Krippe und des Stalls von Bethlehem," nennt sie P. Sepp und schildert uns die rußigen, schmutzigen Hütten mit köstlichem Humor.

Bedenkt man aber, daß, wie derselbe P. Sepp in gleichem Briefe meldet, selbst in der spanischen Hauptstadt Buenos Aires „die Häuser (der Spanier) und die Kirchen nicht aus Stein, sondern aus Lehm und Latten aufgeführt waren, alle nur einen Gaden (Stockwerk) hoch, und dies nicht aus Mangel an Stein, sondern des Kalks, so erst dieses Jahr (1692) die Patres Societatis zu brennen die Weis erfunden, wie dieselben auch vor fünf Jahren angefangen, Dach- und andere Ziegel zu brennen," so darf man sich billig nicht wundern, daß die Reductions-Indianer tief im Innern des Landes anfänglich nicht besser wohnten. Später, namentlich seit der Ankunft P. Sepps und anderer Deutschen, die hierfür mehr Sinn und Geschick bekundeten, wurde das alles besser. An Stelle der Hütten traten feste einstöckige, mit Hohlziegeln gedeckte Steinbauten, von deren Solidität heute noch hier und dort die gewaltigen Sandstein- oder Grauwackenblöcke und das mächtige Dachsparrenwerk Zeugniß ablegen. Dobrizhoffer,*) der in der letzten Periode schreibt, rühmt die „zierlichen und bequemen Häuser von Stein," und Charlevoix sagt, sie seien „so bequem, reinlich und ebenso gut möblirt, wie die Wohnungen

*) Geschichte der Abiponer, 3. Bd. Wien, 1784.

der gewöhnlichen spanischen Colonisten.“ Dies bedeutet natürlich keinen Luxus; einige Hängematten, die abends an zwei Pfähle gebunden wurden, einige Töpfe, Krüge, Schüsseln, Jagd- und Fischgeräth, einige Heiligenbilder, ferner drei bis vier Kasten (arcae) zur Aufbewahrung der Kleider, endlich einige rohe Stühle und Bänke, das war ungefähr der ganze einfache Hausrath. Peramas giebt als Durchschnittsmaß der Wohnungen 7 Ellen im Gevierte an. Thüre und Frontseite waren gegen Regen und Hitze durch eine 3 Ellen weit vorspringende Veranda geschützt, die in Verbindung mit den Verandas eine Art gedeckten Trottoirs bildeten, unter welchem man trockenen Fußes durch die ganze Ortschaft hinwandeln konnte. In S. Apostolos fand Gay die Pfeiler dieser Verandas aus großen Quadern und oft aus einem einzigen Stück gemeißelt; in S. Nicolao bestanden sie aus übereinandergelegten Steinwürfeln, in Yapeyu ruhten die Holzpfeiler auf Sockeln von schön behauenem rothen Sandstein. Alles dies zeigt die Sorgfalt, welche die Missionäre der Wohnungsfrage zuwandten. Auch die Scheidung in verschiedene Zimmer und Gemächer wurde später durchgeführt, worauf auch die Angabe, daß den neuen Ehepaaren in der Regel ein eigenes Haus zugewiesen wurde, hinweist.

Die Wohnungen der Patres

theilten im Beginn einer Gründung die Armuth ihrer Neophyten. So hauste P. Sepp in S.

Baptista anfangs in einer elenden Hütte. Dach, Wände und Thüre waren von Stroh oder Flechtwerk; ein kleines Fensterchen gab etwas Licht. Das Wohnzimmer war zugleich Schlafzimmer, Speisesaal und Hühnerstall, und der Hahn selbst vertrat die Stelle der Weckuhr. Erst allmählich entstanden jene einfach schönen soliden Bauten, die wenigstens theilweise noch erhalten sind und in den noch bewohnten Ortschaften, wie z. B. in Itapua, S. Borja &c., heute als Amtsgebäude oder Kaserne dienen. „Alles," sagt Bach, „wurde von den Jesuiten symmetrisch und dauerhaft gebaut, — gebaut für eine Ewigkeit." — Besonders schöne architektonische Formen zeigen die „Collegien" — so hießen die Wohnungen der Patres — von S. Ignacio Guazu, S. Rosa, Itapua, S. Lorenzo und S. Luiz. Im allgemeinen bildete das Collegium ein Miniaturbild der alten Jesuitenhäuser in Europa. Es bestand durchweg aus vier rechtwinklig aneinanderstoßenden Flügeln, die einen innern, von einer Veranda oder Säulenhalle umgebenen Hofraum umschlossen. In S. Luiz ist die Hofveranda 14 Fuß tief und auf jeder der vier Seiten 146 Fuß lang und wird von je 13 Sandsteinsäulen getragen. Dasselbe Colleg besitzt außerdem eine zweite Veranda nach der Gartenseite hin. In S. Lorenzo läuft eine Veranda, „deren ziemlich runde Säulen aus einem Stücke Sandstein gehauen sind, an der Vorderseite des Collegs entlang, so daß man selbst im Regen von einem Ende des Hauses zum andern

gehen und im Freien sein konnte."*) Im Frontflügel, der mit seinem stattlichen Porticus auf die Plaza mündete, lagen die Zimmer des „Cura," Missionsobern, seines Gehilfen und einige Fremdenzimmer. Die Portale zeigen oft schöne Säulenornamente und tragen z. B. in S. Lorenzo über dem Thorbogen heute noch das bekannte Jesuitenwappen I. H. S. mit dem Doppelkreuz darüber oder auch wohl die Buchstaben I. P. H. von einer Herzform umfaßt. Das Portal von S. Luiz ist oben mit einem handbreiten Streifen von schönen amethystblauen Bergkrystallen eingefaßt, von denen aber heute einzelne ausgefallen oder geraubt sind. Auch Statuen zierten oft den Eingang.

Schulen, Werkstätten.

In dem der Kirche zuliegenden Seitenflügel fanden sich die Zimmer und Säle für die Schulen der Indianerknaben sowie die Musikzimmer, in dem gegenüberliegenden Flügel die Werkstätten und Künstlerateliers; der hintere Flügel endlich diente als Lagerhaus, wo die Saatfrucht rc. aufbewahrt wurde. Vermuthlich ist auch hier die Gemeindeschlächterei oder die Fleischkammer zu suchen, wo die täglichen Fleischportionen gehackt und ausgetheilt wurden. An die Nordseite dieses Gebäudecomplexes stieß

*) Avé-Lallemant, Reise durch Süd-Brasilien, 1858. 2 Bd. Leipzig 1859.

der Garten der Patres,

der oft noch hinter dem Chor der Kirche sich hinzog. An ihm hatten die Missionäre ihr unschuldiges Vergnügen. Besonders die Deutschen und Niederländer waren tüchtige Gärtner, und mit sichtlichem Stolz beschreibt uns P. Sepp seinen Garten in Yapeyu, seiner ersten Station, die „den hl. Dreikönigen, Deutschen und Köllnischen Patronen geweihet" war. „Wir haben einen überaus schönen großen Garten, in den ich gleich einen Schritt weit von meinem Zimmer gehen kann, nämlich einen Kraut- und Salatgarten, einen Baum- und Aepfelgarten und einen Blum- und Kräutergarten für die Kranken. Lasset uns in alle einen Tritt hineingehen, damit wir sehen, wie fruchtbar diese Erden und was doch in Amerika wachse. Im Gemüsegarten habe ich das ganze Jahr hindurch Salat, schönen brinngelben Antivi, der eine ganz kraus, der andere ungekraust; außerdem Kopfsalat, Bologreser, Cigori, Pasternackwurzel, Biessen, Ripes, Spinat, Monatrettich, Fauströttich, Schellern, Kabis, Kohl, Rüben, Steck- oder Bayerische Rüben, mit von München gebracht, Petersilie, Anis, Fenchel, Coriander, Melonen, Cucummern und andere indianische Kräuter. Im Kräutergarten habe ich Müntzen, Rauten, Rosmarin, Pimpernell — haben mir die Ameisen gefressen — Majoran u. s. w.; im Blumengarten weiße Lilien, indianische Lilien, Narden, Sonnen- und Ringelblumen, gelbe und blaue Violen, Pappeln, Ritterspora, Kapuzinerlein und andere schöne indianische

Blumen; im Obstgarten Apfel-, Birn-, Nußbäume. Die Birn- und Nußbäume wollen keine Früchte tragen, ob sie gleich groß und schön gewachsen; weiß nicht, wo es herkommt; Pfirsich, Granatäpfel, süße und saure Lemoni, süße und saure Citroni, Quitten und andere indianische, überaus gute Früchte." Schöne breite Wege durchschnitten den Garten; lange Reihen schattiger Bäume wehrten den Sonnenstrahlen. Gewiß war es den Missionären zu gönnen, wenn sie hier nach des Tages Last und Mühe Ruhe und Erholung genossen.

Selbst ein Lallemant kann sich beim Anblick des heutigen verfallenen Zustandes dieser „Jesuiten-Zwingburgen" der elegischen Stimmung nicht erwehren. Ueberall traf er noch die Spuren der herrlichen Gärten, aber verwildert und überwuchert. „Mitten im traurigsten Ruin treiben die prachtvollsten Cacteen ihr Wesen; im Hofe des Collegiums selbst aber rauschen einige Palmen im Abendwind melancholische Weisen . . . So still, so ganz einsam war es auf dem großen Missionsplatz vor der Kirche, wo einige Pferde weideten. Wie mochte es sonst dort am Ostersonntag ausgesehen haben, wenn der Gottesdienst beendet war und nun Hunderte, ja Tausende der braunen Guaranis aus der Kirche herausströmten und den Platz vor derselben füllten! Jetzt schleicht kaum noch der eine oder andere über den Platz wie ein Gespenst, dessen Erscheinen an bessere Zeiten erinnert, aber keine Hoffnung auf deren Wiederkehr zuläßt."

Das Juwel und der Stolz einer jeden Reduction war ihre

Kirche.

Freund und Feind sind einig in ihrer Bewunderung, wie es möglich war, mitten in diesen weitentlegenen Strichen solch herrliche Bauten zu schaffen. Man vergleiche z. B. die begeisterte Schilderung der Ruinen aus der Feder des sonst so hämischen protestantischen Reisenden Dr. Robert Avé-Lallemant. Es lag den Missionären vor allem daran, den Neubekehrten einen hohen Begriff von der Heiligkeit und Erhabenheit der christlichen Religion beizubringen, und dies wurde diesen Kindern der Wildniß am einfachsten und in greifbarer Weise durch die Pracht des Gotteshauses und des Gottesdienstes zum Bewußtsein gebracht. Darum wurden hier keine Mühe und keine Kosten gespart, und die Kirche ragte in ihrer hehren Bestimmung als der Tempel des Allerhöchsten um so mehr hervor, da in Maßverhältnissen und Aufwand alles andere, auch das Colleg der Patres, gegen sie vollständig in Schatten trat. Entsprechend der eigenartigen Kirchenordnung, wonach die einzelnen Geschlechter und Alter im Gotteshaus ihren eigenen getrennten Platz innehatten (vgl. unten), mußte dasselbe vor allem weit und geräumig sein. So mißt z. B. das Hauptschiff der noch ziemlich gut erhaltenen Ruine von S. Rosa 280 Palmos (ca 60 m); das Mittelschiff von S. Miguel ohne die große Vor-

halle ist 132 Fuß lang und 30 Fuß breit, die Seitenschiffe je 20 Fuß breit; die Kirche von S. Luiz 152 Fuß lang und 60 Fuß breit, dazu das Chor von 28 Fuß Tiefe und 32 Fuß Breite; die von S. Baptista 200 Fuß lang, das Mittelschiff 24 Fuß, die Seitenschiffe 20 Fuß breit u. s. w.

Wenn sich also, wie Bach von den Kirchen der Chiquitos-Mission berichtet, außer den für die Ortsbehörde und Würdenträger bestimmten Stühlen und Bänken nahe am Presbyterium sonst nach der üblichen spanischen Sitte keine Sitzplätze fanden, so boten diese weiten Hallen bequemen Raum für die zahlreiche Gemeinde. Rother, weißer oder gelber Sandstein bildete das gewöhnliche, ebenso schöne als dauerhafte Baumaterial. Die Mauern sind aus gewaltigen behauenen Quadern, oft, wie in S. Miguel, ohne Mörtel aufeinandergethürmt. Treten wir nun dem Gotteshause näher. Vor allem zieht die schön gegliederte Fassade unsern Blick auf sich. Die von S. Miguel steigt nach Avé-Lallemant „etwa 80 Fuß hoch vor uns auf und ist mit Nischen und sechs Halbpilastern und mannigfachen Sandsteinarbeiten verziert". Noch stehen an der Frontseite der Ruine von S. Maria Mayor sechs Statuen einsam in ihren Nischen oben und sehen trauernd auf die Trümmerhaufen, die hier wie anderswo unten den Kirchplatz bedecken, Bruchstücke von Säulen und Kapitälen und oft gewaltige Torsos von riesigen Statuen. Der Stil ist der jener von den Jesuiten auch hierher verpflanzten Spät-

renaissance. Prächtig macht sich heute noch das Frontispiz der Kirche von S. Luiz mit seinen schön gearbeiteten Friesen und Karniesen aus gelbem und rothem Sandstein.

Fast alle Kirchen hatten in der Frontseite drei sehr große Portale. So maß z. B. das Hauptportal von S. Baptista 20 Fuß in der Höhe und 12 Fuß in der Breite. Außerdem fanden sich noch wenigstens ein, meist mehrere Zugänge auf jeder Langseite. Jede Klasse hatte nämlich ihren besonderen Eingang. Bei den Chiquitos-Kirchen, und ähnlich wird es bei den Guaranis gewesen sein, war die Hauptthüre für das weibliche Geschlecht (und wahrscheinlich für die feierlichen Processionen 2c.) bestimmt. Drei Eingänge standen mit dem kleinen, zwischen Kirche und Colleg gelegenen Hofe in Verbindung. Den einen davon benutzten die Männer, den zweiten die Sänger und Musiker, die durch ihn „auf das Chor," d. h. wohl die Orgelbühne, gelangten; der dritte führte in die Sacristei und war für die Ministranten und sonstigen Altardiener reservirt. Ein Portal auf der gegenüberliegenden Langseite mündete endlich in den anstoßenden Friedhof. Allen Kirchen gemeinsam war die meist prachtvolle Vorhalle. „Sechs breite Stufen," so beschreibt Avé-Lallemant, „führen in S. Miguel zu den fünf Eingangsbogen eines herrlichen Peristyls von 64 Fuß Breite und 28 Fuß Tiefe, mit einem Seitenbogen auf beiden Seiten." Die Pfeiler sind von Stein; eine kunstvoll gearbeitete Balustrade schließt die Halle ab. Reiches Gitterwerk vom gelben Stein

ziert den Giebel, auf dem eine Statue des Erzengels Michael steht mit sechs Aposteln zu jeder Seite. In S. Luiz steigt eine Freitreppe von zehn Sandsteinstufen zum Vestibül, das hier volle 110 Fuß breit und 20 Fuß tief ist. Das Peristyl von S. Ignacio Miri war nach Gay ganz aus unpolirtem Marmor, der auf den nahen Hügeln gebrochen wurde. Oefters ist die Vorhalle auch von feiner Holzstructur und zeigt noch die Spuren ehemaliger Bemalung. Treten wir ein. „Das Auge des Besuchers," sagt Gay bei Beschreibung der Kirche von S. Rosa, einer der schönsten und besterhaltenen der Reductionen, „ist wie geblendet von der Zahl und dem Reichthum der Ornamente, welche die Kirche füllen. Das Gewölbe scheint meist mit getäfeltem Holzwerk überkleidet und bemalt gewesen zu sein. Die Doppelsäulen, die das Gewölbe von S. Rosa tragen und das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennen, tragen in ihren Intercolumnien die über lebensgroßen Statuen der zwölf Apostel. Die schöne Malerei ist theils verblichen, theils scheint sie die rohe Künstlerhand eines Indianers später erneuert zu haben. Nicht weniger reich sind die Seitenkapellen, in ihnen vertheilt stehen vier schön geschnitzte und gleichfalls bemalte Beichtstühle. Gerade in der Mitte der Kirche von S. Luiz „wo der Altarplatz in dieselbe übergeht, ist (nach Avé-Lallemant) noch das prächtige Holzgewölbe, etwa 60 hoch, in Form einer flachen Halbkugel erhalten, reich vergoldet und bunt bemalt, aus

dessen Mitte die Eisenstabkette, welche den Kronleuchter trug, herabhängt. Natürlich war das Heiligthum, das Chor, vor allen ausgezeichnet. Die Chorwand in S. Rosa und S. Ignacio Mayor z. B. ist nach Gay mit Statuen, Bildwerk und Gemälden, die sich auf dem Goldgrund doppelt wirksam abheben mußten, wie überdeckt. Ueber dem Chor von S. Rosa wölbt sich eine Kuppel mit Schnitzereien auf goldrothem Grunde. An den vier sie tragenden Strebepfeilern stehen noch die Statuen von vier Päpsten. Die Kirchen hatten meist drei, oft fünf Altäre, durchweg reich vergoldet. „Zwei Nischen“, so beschreibt Avé-Lallemant den Hauptaltar von S. Luiz, „überragen einander, von zwölf vergoldeten Säulen an den Seiten eingefaßt; zwei von diesen Säulen sind kunstvoll gewunden, und das Ganze macht, wenn auch die Heiligenbilder alle herabgenommen sind, doch eine glänzende Wirkung.“ Eine genauere Beschreibung giebt uns P. Sepp von der von ihm erbauten Kirche in S. Baptista. Das Tabernakel war aus Cedernholz geschnitzt gleich dem in der Kirche des Noviziates zu Madrid und nicht unähnlich dem im Noviziate zu Landsberg in Bayern, reich vergoldet und mit Perlmutter und falschen Edelsteinen ausgelegt. Ueber demselben aber prangte die Statue U. L. Frau von Altötting. Von den beiden Seitenaltären war der eine der heiligen Familie, der andere dem hl. Antonius von Padua, dem Namenspatron des P. Sepp, geweiht. Dieser letztere Altar kam aus der

Mission S. Nicolao, wo damals die geschicktesten Bildhauer sich befanden, und hatte für sich allein 1000 Reichsthaler gekostet, während fünf aus Cedernholz geschnitzte Statuen für eben diesen Altar um eine gleiche Summe in der Reduction von Loreto bestellt wurden. Einen weiteren Schmuck der Kirche bildete die Kanzel mit den Statuen der vier Evangelisten und der vier lateinischen Kirchenlehrer. Sie war gleichfalls aus Cedernholz, reich vergoldet und mit Perlmutter ausgelegt. Aus Cedernholz bestanden auch die beiden hübsch geschnitzten Beichtstühle; über denselben standen in goldenen Buchstaben die Worte: Ostendite vos Sacerdoti (Zeiget euch dem Priester). Ueberdies war die Kirche mit schönen Gemälden geschmückt, darunter die Darstellung der vier letzten Dinge des Menschen. Endlich hing von der Decke der Kirche vor dem Hochaltar ein mächtiger silberner Kronleuchter mit 32 Armen, eine besondere Zierde für die höchsten Festtage des Jahres. Der Boden der Kirche war mit vier-, sechs- und achteckigen Ziegeln eingelegt, in welchem Laubwerk, Früchte und Blumen eingedrückt waren. „Ich kann mich nicht erinnern," schreibt P. Sepp, „dergleichen schöne und mannigfaltige Pflastersteine in Europa gesehen zu haben." Aehnliche Details könnten reichlich aus andern Missions- und Reiseberichten zusammengetragen werden. Nicht vergessen dürfen wir die Orgel, deren jede Kirche wenigstens eine, oft sogar zwei besaß, und die gleichfalls meist von den geschickten Händen der Reductions-In-

dianer unter Leitung der Patres gebaut wurden. Der Taufbrunnen stand meist in einem eigenen Baptisterium. Noch heute findet sich in einigen Ruinen der gewaltige Taufbrunnen. In S. Rosa schmückt denselben eine aus Holz geschnitzte Gruppe, die Taufe Christi darstellend. In der Sacristei derselben Kirche findet sich noch ein geschnitzter, mit Bildwerk gezierter Altar; ebendort stehen nach Gay noch die schön gearbeiteten Kirchenschränke. Aus einer zerbrochenen Wasserfontaine sprudelt das Wasser in ein Silberbecken, das außer einer zweiten silbernen Schale und einem silbernen Candelaber die einzigen Reste des ehemaligen Kirchenschatzes bildet, der längst in den Taschen der späteren Vicekönige von Buenos Aires und der Dictatoren Francia und Lopez verschwunden ist. Interessant ist, daß als Weihwasserbecken nicht selten die Schale des amerikanischen Straußeneies diente, das neben ähnlichen sonderbaren Nippsachen auch bisweilen die Altäre schmückte. Die Kirchen hatten viele Fenster, theils um das Gotteshaus hell und freundlich zu gestalten, theils weil die starke Ausdünstung der indianischen Gemeinde eine gute Lüftung erheischte, worauf auch das öftere Besprengen der Kirche mit Rosenwasser und Orangenblüthen hinzielte. Uebrigens liebten die Indianer diese Wohlgerüche sehr, die ja in dem an süßen Riechpflanzen so reichen Lande kein Luxus waren. Glas fand nach Southey in Paraguay erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts Eingang. Statt der Scheiben

dienten bis dahin Papier, Leinwand, trockene Rindsblasen oder der sog. Talg von Tucuman, ein übrigens theurer und seltener Artikel. In die südlichen Frontfenster dagegen wurde wegen der heftigen Südstürme eine Art Alabaster aus Peru eingesetzt, der, obschon nicht durchsichtig, doch etwas Licht einließ. Die Angabe Bachs, daß die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen durch den Haupteingang auf den Hauptaltar geworfen und den celebrirenden Priester wirkungsvoll mit einem goldenen Glorienschein umwoben habe, erscheint schon wegen der Lage der meisten Kirchen als unwahrscheinlich.

Gewöhnlich stand rechts an der Frontseite der Kirche der Glockenthurm, freistehend und meist von massiver Structur. Der Thurm von S. Miguel ragt nach Avé-Lallemant heute noch „in drei Stockwerken etwa 110 Fuß hoch empor bei 40 Fuß Breite und Dicke. Halbsäulen und Sandsteinsculptur und hübsche Vorsprünge geben ihm ein herrliches Ansehen". „Jede Kirche hat", so schreibt P. Sepp, „einen Thurm mit vier oder fünf Glocken." S. Miguel hatte deren sechs, und Bach giebt für die Chiquitos-Kirchen die Zahl sogar auf 6 bis 12 an. „Der Glöckner," so weiß derselbe Schriftsteller zu erzählen, „in dessen Hände alle Stränge zusammenlaufen, läutet alle Glocken zu gleicher Zeit, so daß halb ein Geläute und halb ein Glockenspiel entsteht." Die Glocken wurden aus dem Erz, das von Peru her eingeführt wurde, in den Missionen selbst gegossen, und S. Apostolos

scheint sich in dieser Kunst besonders ausgezeichnet zu haben. In S. Lorenzo traf Avé-Lallemant eine der Glocken, die ehemals im Thurm gehangen, auf ebener Erde an einem Pfosten mit Schlinggewächsen aufgehängt. Sie war etwa 2 Fuß hoch, trug die Aufschrift: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum, und dient noch heute den armen umwohnenden Indianern, die überhaupt mit rührender Anhänglichkeit die Ruinen und ihre Erinnerungen hüten. Avé-Lallemant sah einen kleinen Indianer an der Sonnenuhr, die vor dem ehemaligen Colleg auf einem großen Sandsteinwürfel angebracht war, stehen und aufpassen, wann es Mittag sei. — Darauf fing der kleine Kerl mit zwei Hämmern an aus Leibeskräften auf die Glocken zu hämmern und das Alleluja — es war Ostertag — einzuläuten. Wie viel freudiger mag die Ave-Glocke einstens in luftiger Höhe oben geklungen haben!

Selbst der Hahn der Thurmspitze fehlte nicht. Wenigstens erzählt Gay von dem gelblich glänzenden Hahn von S. Miguel, nach welchem mehr denn ein Abenteurer begehrlich hinaufgeblickt habe, weil man irrthümlich meinte, daß er von Gold sei. Heute ist er verschwunden.

Entsprechend der reichen Ausstattung der Kirche war auch

die Sacristei mit ihren Schätzen

bestellt. Da gab es schön gestickte Pluviale und Antipendien für die verschiedenen Festtage, einen

kostbaren Traghimmel mit vergoldeten Stangen, herrliche Meßgewänder, Alben und Chorröcke mit feinsten Spitzen besetzt, verschiedenfarbige Kleider für die Ministranten, die so schön am Altare erschienen, daß ihre eigenen Mütter sie nicht mehr kannten. „Wir haben hier" (in Yapeyu), so schreibt P. Sepp, „dieser Tage eine Albe in Buenos Aires machen lassen, so 120 Thaler gekostet." An Kirchengeräthen zählt derselbe Gewährsmann auf: 10 oder mehr silberne Leuchter, 3, 4, 5 silberne Kelche, 3 oder 4 Paar silberne Opfer-Kännlein, 3 silberne Kreuze, eine saubere Monstranz und ein großes Ciborium, beide von Silber. „Die Kelche", so fügt er bei, „pflegen allhier wie in Spanien nicht vergoldet zu sein, nicht einmal im Innern der Cuppa, sondern weiß, wie das Silber von Natur ist."

Noch ein Wort über den Kunstwerth und den vielbesprochenen Reichthum der Reductionskirchen. Nach beiden Seiten hin ist stark übertrieben worden: Die architektonischen Formen und die Bauornamente sind durchweg edel nnd zeigen feinen Kunstsinn. Doch stört die im Verhältniß zu großer Breite geringe Höhe bisweilen den harmonischen Eindruck. Viel unvollkommener sind die Statuen, die den Stil der damaligen Zeit und die bei anerkennungswerther Fertigkeit doch unvollkommene Ausbildung ihrer Meister verrathen. Avé-Lallemant fand in einem Gemach der Collegsruine von S. Lorenzo 33 Statuen von verschiedener Größe, welche dort

von den Indianern zusammengetragen und eifersüchtig gehütet wurden, „sämtlich Sachen in einfacher Kunstlosigkeit und dennoch rührender Einfalt wie die längst begrabenen Indianer, die manch liebes Mal zu ihnen hinauf gebetet haben mögen". Unter den auf Leinwand gemalten Bildern fanden sich manche Kunstwerke von europäischen Meistern. Gay gelangte in den Besitz einer hübschen Annuntiatio, die den Namen des Augsburger Malers Pfeffel trägt. Was den Reichthum an Gold- und Silbersachen betrifft, so leugnet P. Kaspar Rodero S. J., der bereits um 1730 an den Königlichen Rath von Indien darüber sich rechtfertigen sollte, keineswegs, daß die Missionäre nicht gespart, um ihre Kirchen so prächtig als möglich in echt katholischem Sinne auszuschmücken, weist aber mit Recht auf die lächerlichen Uebertreibungen der Jesuitenfeinde hin, welche aus dem Goldgrund der Wände Goldplatten machten und „vergoldetes Holz oder Kupfer für gediegen Gold oder Silber ansahen".

Doch gehen wir weiter. An die östliche Langseite der Kirche stieß, ebenso lang als breit,

der Friedhof.

Ihn umgab eine nach der Innenseite offene Säulenhalle, in welcher die Gläubigen bei einem Begräbniß Schutz gegen Sonne und Regen fanden. Zwei Eingänge, beide bloß vergittert, so daß man hineinsehen konnte, führten hinein, einer von der Kirche, der andere von der Plaza her. Mitten

auf dem Gottesacker stand eine Friedhofskapelle. P. Sepp baute dieselbe in S. Baptista achteckig in der Form der Gnadenkapelle von Altötting, die Mauern aus Stein, Kuppel und Dach von Cedernholz, die Thüre mit entsprechendem Schnitzwerk geziert. In der Friedhofskapelle U. L. Frau von Loreto in S. Rosa fand Gay noch die Spuren der alten Wandmalerei. Außerdem steht heute noch hie und da ein großes steinernes Kreuzbild trauernd unter den überwucherten Gräbern. Die ganze Grabstätte war in vier große Quadrate getheilt, eines für die Männer, eines für die Frauen, zwei für die Kinder: Knaben und Mädchen getrennt. Diese Trennung der Familie im Tode will Southey nicht gefallen, „sonst aber“, sagt er, „waren diese Friedhöfe, was ein christlicher Friedhof sein soll — ein heiliger Garten der Todten.“ Jedes Quadrat zerfiel wieder in kleinere Felder oder Gruppen von je 10 bis 12 Gräbern. Diese Felder waren von süß duftenden Nardensträuchern und andern wohlriechenden Pflanzen und Blumen eingerahmt, und den Frauen, die oft die Gräber besuchten, fiel die liebgewonnene Aufgabe zu, diese Blumenfelder von Unkraut zu jäten und rein und schön zu halten. An den breiten Wegen, welche die Gräberreihen durchschnitten, wurden Palmen und namentlich Orangebäume gepflanzt, die fast das ganze Jahr über ihre goldenen Blüthen und süßen Wohlgerüche über die Gräber streuten. Dies geschah nicht bloß zum Schmuck, sondern

auch aus sanitären Rücksichten. Nach Bach wurden die Gräber nicht erhöht, sondern „mit einem Stampfer dem übrigen Boden gleichgemacht, so daß der ganze Friedhof stets wie eine blumige Ebene aussah“. Bei den Guaranis wurden die Gräber mit flachen Grabplatten aus Holz oder Thon belegt, wie sie sich nach Gay und Avé-Lallemant heute noch zahlreich mit ihren Daten und Guarani-Inschriften finden. „Nirgends,“ sagt Peramas, „fand sich eine Spur von Todtengebeinen oder andern Zeichen der Verwesung, weder für das Auge noch den Geruch, so daß ein Fremder, der hier eintrat, geglaubt hätte, in einem Garten zu sein.“ Nach Dobrizhoffer hatten „die Guaranis außer dem Gemeinde-Friedhof eine Meile von ihrem Flecken auch noch mit Mauern umgebene und mit Citronen- und Pomeranzenbäumen reihenweise gezierte Freythöfe, nebst einer zierlichen Kapelle, bloß für die an den Pocken Verblichenen, damit nicht die bösen Ausdünstungen der Leichen das Uebel von neuem verbreiteten“.

Oestlich vom Hauptkirchhof lag abgesondert von allem der Cotiguazu, d. h. „das große Haus“, ein ausgedehntes Quadrat mit einem Hof in der Mitte. Es war

das Haus der Wittwen,

die in den Reductionen immer sehr zahlreich waren. Dazu gehörten aber jedenfalls auch die überzählenden Frauen, von welchen die heidnischen

Indianer bei ihrer Bekehrung sich trennen mußten und die hier eine Versorgung fanden. Vorübergehend wohnten im „Weiberhaus“ diejenigen kinderlosen Frauen, deren Männer auf längere Zeit abwesend waren; desgleichen diente nach einigen Berichten der Cotiguazu als Asyl für Mädchen und Frauen, die freiwillig zu dieser Art klösterlichen Lebens sich entschlossen, oder als Besserungsanstalt für solche, die Aergerniß gegeben. Endlich fanden hier auch Bresthafte, Krüppel, Greise u. a. Unterkunft und Verpflegung. Die Wittwen führten dort nach altchristlicher Sitte ein frommes, gemeinsames Leben unter Leitung einer ältern würdigen Matrone. Sie besorgten namentlich die Näharbeiten für die Gemeinde, waren eifrige Spinnerinnen und hatten vielfach das Amt, die Mädchen in den weiblichen Arbeiten zu unterrichten. Die Nähe der Kirche und der Anblick des Friedhofs war dazu angethan, die meist bejahrten Frauen zur Frömmigkeit und Seelenreinheit zu stimmen.

Nebenkapellen.

Außer der Pfarrkirche und Friedhofskapelle lag auch wohl der Plaza gegenüber noch eine andere Kapelle, die „Misericordia“. Nach Bach wurden hier bei Begräbnissen die Leichen hineingelegt und von Geistlichen abgeholt. Eine andere Kapelle, regelmäßig dem hl. Isidor, dem Patron der Ackersleute, geweiht, lag außerhalb des Dorfes am Beginn der Feldmark. Die von S. Rosa ist etwa 1000

Palmos (ca. 220 m) nördlich von der Pfarrkirche entfernt; noch stehen darin ein zerfallener Altar, einige plumpe Statuen und an den Wänden etwas wunderliche Malereien. Sie liegt in einem Hain von prächtigen Palmen, indianischen Birnbäumen und Orangebäumen, von welch letztern eine Allee bis zur Plaza führte. Auch über die weiten Acker- und Weidegefilde und auf den Estancias (Meierhöfen) hin lagen hie und da zerstreut kleine Kapellen, in denen die Indianer, die draußen die Hut der Landgüter oder Viehherden hatten, sich zum Gebet und gelegentlichen Unterricht versammelten. Hier lasen die Patres auf ihren Außentouren die heilige Messe und verblieben, wenn die Nacht sie überraschte, in einem kleinen angebauten Raume.

Brunnen.

Das Wasser wurde entweder im nahen Flusse — P. Sepp kann das treffliche Wasser des Uruguay nicht genug rühmen — oder an den am Fuße eines Hügels, wie in S. Baptista, gefaßten Quellen geholt. Doch finden sich auch Dorfbrunnen. Noch steht z. B. der von S. Apostolos, etwa $2^1/_2$ m hoch, von einem Steinkreuz überragt, im Schatten von Bäumen. Aus sieben Röhren sprudelt das krystallhelle Wasser zuerst in ein kleineres Becken, das mit Steinen gefaßt und ausgelegt ist, und von da in ein größeres gleicher Art. Eine Allee von Ibaros, Seifenbäumen, verband den Brunnen mit der Plaza.

Die Wege und Brücken

in dem Weichbild der Dörfer waren nach Bachs Zeugniß „unter den Jesuiten im besten Zustand, ebenso die Ramadas, d. h. die an den Wegen für die Reisenden erbauten Gasthäuser", von denen noch die Rede sein wird. Was

die Befestigung der Ortschaften

angeht, so ist mit Zurückweisung lächerlicher Tendenzberichte festzustellen, daß die sieben sogen. östlichen Missionen „weder Mauern noch Thore, noch Gräben oder Pallisaden hatten, sondern jedermann von allen Seiten Tag und Nacht offen standen". Dagegen waren namentlich im Anfang, aber auch später, die den häufigen Einfällen der Mameluken und der wilden Chaco- und Maya-Stämme ausgesetzten Reductionen, besonders aber die Viehhürden auf den Estancias, meist mit Gräben, Pallisaden, Mauerwerk oder stachligen Hecken wenigstens in etwa geschützt: wie unvollkommen, zeigen die so oft wiederholten Zerstörungen der Ortschaften.

Im nähern Umkreis der Reduction lagen dann hier die Ziegelöfen, dort die Steinbrüche und sonstigen Fabriken, an den Bächen und Flüssen die Gerbereien und Wassermühlen, feste solide Steinbauten, wie noch heute ihre Ruinen bezeugen. Ringsum aber dehnten sich unabsehbar die herrlichen Weiden, die wogenden Kornfelder, die sorglich gepflegten goldenen Maisäcker, die Gärten, Orangenhaine, die Baumwoll- und Zuckerrohr-Plantagen

u. s. w. hin, bis wo die dunklen Waldungen der Hügel und Berge oder das blitzende Strombett der großen Ströme die Grenzmarken bildeten.

II. Die Feier des Gottesdienstes und das religiöse Leben in den Reductionen.

Den schönen kirchlichen Bauten und ihrem Schmuck entsprach die herrliche Feier des Gottesdienstes. Benedict XIV. stellt an mehreren Stellen seiner berühmten Schriften über den kirchlichen Cult die Guarani-Kirche von Paraguay hierin als Vorbild und Muster auf. Hören wir kurz, was der an Lob sonst nicht verschwenderische Gay hierüber sagt. „Rohe und ungebildete Menschen," so führt er aus, „werden leichter überzeugt durch das, was sie mit Augen sehen, als durch noch so gute Verstandesgründe. Deshalb sorgten die Jesuiten stets, auch zu den Augen der Indianer zu sprechen durch die Majestät und den Schmuck der Tempel, durch den Wechsel der Feste, durch Musik, Tanz und andere Uebungen, welche in hohem Grade die Aufmerksamkeit der Neophyten fesselten." Eine große Rolle im Gottesdienst der Reductionen spielte

die Musik.

„Was die Indianer anfangs besonders auch in die Kirchen zog," sagt Gay, „war die Musik. Sobald daher die Jesuiten merkten, welche

wunderbare Wirkung diese Kunst auf die Indianer ausübte, begannen sie, derselben besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Zwar sind die Stimmen der Indianer nicht so sanft und angenehm wie die der Europäer. Da aber die Patres jene Knaben, welche besseres Stimmmetall besaßen, von zarter Jugend an auswählten und durch beständige Uebung ausbildeten, so erzielten sie mit der Zeit Stimmen, welche in Begleitung der Instrumente ebenso angenehm klangen als die der Spanier. In solcher Weise kam in jeder Dorfschaft allmählich eine aus ca. 40 Musikern bestehende Sänger- und Orchesterkapelle zu stande, und die Indianer lernten die klangvollsten Instrumente, als Harfe, Cornet, Orgel, Bratsche, Guitarre, Laute, Baßgeige, Fagott &c., nicht bloß spielen, sondern sogar selbst verfertigen. Dr. Xarque erzählt, wie er selbst einige dieser Musikkapellen gehört und die Pünktlichkeit und Gewandtheit, mit der diese braunen Musiker nach allen Regeln der Kunst gespielt hätten, nicht genug habe bewundern können, so daß sie nach seinem Urtheil, abgesehen von einem geringen Unterschied der Stimmen, es jedem Musikchor auch der ersten Kathedrale Spaniens gleichthäten. In Summa schließt derselbe Gewährsmann, es giebt keine zweite Provinz auf der Welt, in welcher jedes Dorf eine so zahlreiche Musikkapelle trefflich geschulter Sänger und harmonisch zusammenwirkender Musiker besitzt, durch welche die Kirche zu einer Darstellung de Himmels wird."

Der erste, der die schöne Kunst in die Wälder von Paraguay trug, war P. Johann Vaes S. J., aus Tournay in Belgien gebürtig, der vor seinem Eintritt in die Gesellschaft Hofmusikus beim Erzherzog Albert, bei der Infantin Isabella und nach einigen sogar am Kaiserhofe Karls V. war. Die ältesten Berichte feiern ihn begeistert als den neuen Orpheus, der mit süßen Klängen die Herzen der Wilden zähmte. Er starb im Jahre 1623 im Dienste der pestkranken Indianer von Loreto. Später waren es namentlich die Deutschen, zumal P. Baucke und vor ihm P. Sepp, selbst ein gewandter Componist und Virtuos auf fast allen Instrumenten, welche die Musik zur Entfaltung brachten. Von den verschiedensten Missionen wurden P. Sepp junge Indianer zum Unterricht gesandt, und seine Berichte über seine musikalischen Arbeiten und Erfolge sind überaus ergötzlich. „Alle Patres Missionarii sind voll Freuden," so schreibt er u. a., „und danken dem höchsten Gott, daß er einmal nach so langen Jahren einen Mann geschickt, der die Musik auch in einen guten Stand brächte. Zur Dankbarkeit schicket mir der eine da, der andere dort ein Fäßlein Honig, Zucker und amerikanische Früchte zu. In was für Ehr mich die Indianer halten, wie sie mich lieben, will die geistliche Geschämigkeit der Feder zu schreiben nicht Erlaubniß geben. Bin all dessen höchst unwürdig, der größte Sünder und unnützeste Knecht, aller Diener in Christo." Seit P. Sepp nahm die Musik einen immer größern

Aufschwung. Wie P. Cattaneo später berichtete, spielten die indianischen Violinisten die schwierigsten Compositionen bolognesischer Meister mit seltener Virtuosität. Wiederholt mußten die Reductionsindianer in Buenos Aires vor dem Statthalter und den Vornehmen der Stadt Concerte geben, die allgemeines Erstaunen hervorriefen. Peramas hebt besonders noch den ernsten, keuschen Charakter der in den Reductionen üblichen Kirchenmusik hervor. Interessant ist die Thatsache, daß sich selbst bis heute bei den halbverwilderten Nachkommen der alten Guaranis Spuren des einstigen Kirchengesanges erhalten haben. Vor wenigen Jahren noch kam ein Pater der Gesellschaft Jesu in die Gegend der ehemaligen Missionen. In einer der frühern Reductionen fand er noch sieben Indianerfamilien, gleichsam die Hüter der alten Erinnerungen. Die Kirche stand noch, aber öde, eine langsam zerbröckelnde Ruine. Es war das Weihnachtsfest, und die armen Leute, voll Freude, einen Priester bei sich zu haben, baten ihn, ein Hochamt zu singen. „Aber wo sollen wir die Sänger hernehmen?" fragte der Pater. Wie groß war sein Erstaunen, als er fand, daß die Indianer die ganze lateinische Choralmesse ganz richtig sangen, so wie sie einst in bessern Zeiten in diesen Hallen geklungen, und zwar war es, wie der Introitus 2c. zeigte, die Messe auf das Fest des hl. Ignatius, des Stifters der Gesellschaft Jesu.

Sacramentstänze.

In ähnlicher Weise benutzten die Missionäre die angeborene Tanzlust der Indianer, um dieselbe, ihres ursprünglichen wilden Charakters entkleidet, in den Dienst des Altares zu stellen. Besonders erwähnt P. Sepp die aus Spanien hierher übertragene Sitte der von Knaben aufgeführten Sacramentstänze. „Ist hier höchstens von nöthen, die Indianer mit dergleichen Sachen einzunehmen und mit solch äußerem Kirchengepränge eine innerliche Affection zur christlichen Religion ihnen abzugewinnen und einzudrücken. Darum wir alle Festtag nach der Vesper und vor dem Hochamt etliche Indianerbüblein über die Maßen schön ankleiden, dergleichen die armen Indianer ihr Lebtag nie gesehen, und alsdann in der Kirche, allwo alle versammelt sind, gesagte Tänze anstellen. Diese halten wir auch bei den öffentlichen Processionen und besonders am Frohnleichnamsfeste, allwo vor dem Venerabile nicht anders als vor Zeiten David vor der Bundeslade etwelche zu tanzen pflegen."

Nach Gay besaß jede Dorfschaft vier Quadrillen von je acht Mann, meist Knaben und Jünglingen gewöhnlich aus der Zahl der Chorsänger, jede Quadrille mit ihrer eigenen, der spanischen Tracht nachgebildeten Uniform. Sie gaben zuweilen an hohen Festtagen auf dem großen Platz vor der Kirche besonders großartige Vorstellungen, während das Volk, Männer und

Frauen in getrennten Gruppen, zuschaute und der Pfarrer und sein Vicar in der Vorhalle der Kirche sitzend das Ganze überwachten und leiteten. Diese Tänze hatten ein feierliches, ernstes Gepräge und waren überaus kunstvoll. Peramas unterscheidet hieroglyphische und symbolische Tänze. Letztere waren eine Art Pantomime, die meist biblische Stoffe zur Darstellung brachten, z. B. den Kampf des hl. Michael (auf dessen Schild die Worte glänzten: Wer ist wie Gott?) mit Lucifer, den Absturz der bösen Geister in die Hölle und die Siegesfeier der Engel, oder die Anbetung der Hirten und der heiligen drei Könige, die ihre Gaben, ihre Kronen und Scepter zu Füßen des göttlichen Kindes niederlegten. Ein hieroglyphischer Tanz zu Ehren der Himmelskönigin bestand z. B. darin, daß jeder Tänzer ein Täfelchen oder Schildchen mit je einem Buchstaben aus dem Namen Maria auflas, worauf die Schildträger in zierlichen Wendungen und kunstvollen Verschlingungen eine solche Stellung gewannen und festhielten, daß die Reihenfolge der Schildchen den heiligen Namen zeigte, worauf sie am Schlusse huldigend vor einem Bildniß der himmlischen Mutter niederknieten. Bald wieder stellten die Tänzer die Kämpfe zwischen Sarazenen und Christen dar, wobei letztere natürlich siegreich den Halbmond überwanden, oder es wurden zierliche Einzeltänze aufgeführt u. s. w. Die Eleganz und Grazie der Tänzer und die spielende Leichtigkeit auch bei den schwierigsten Bewegungen,

dabei die vollkommene Anpassung an Tact und Rhythmus der begleitenden Instrumente erregte selbst bei den Spaniern die größte Bewunderung. P. Joseph Cardiell S. J., der Haupttanzmeister in den Reductionen, soll seinen Quadrillen nicht weniger als 70 verschiedene Tanzweisen beigebracht haben. Auch an eigentlichen dramatischen Aufführungen nach Art der mittelalterlichen Mysterienspiele und der spanischen Autos fehlte es nicht. Alles trug stets einen ausgesprochen religiösen Charakter. Für Costüme und Bühnenapparat, die in eigenen Schränken im Pfarrhause aufbewahrt wurden, war reichlich gesorgt, und es wurde nichts gespart, um die Festtage in und außerhalb der Kirche möglichst schön und eindrucksvoll zu gestalten.

Betrachten wir nun das religiöse Leben dieser armen und durch den Besitz des wahren Glaubens doch so reichen Indianer mehr im Einzelnen. Durch ihre geregelte, zwischen Gebet und Arbeit getheilte Tagesordnung glich die Reduction in manchen Punkten einer großen Ordensgemeinde.

Die religiösen Uebungen an Werktagen.

Jeden Morgen mit Tagesanbruch wurde der „Engel des Herrn" geläutet. Es war zugleich das Zeichen zum Aufstehen für das ganze Dorf, und da die Leute sich abends früh und regelmäßig zur Ruhe begaben, so folgten sie leicht dem Rufe, und selbst die Kinder machten darin keine Ausnahme. An Werktagen wurde dann

mit einer Trommel auf dem Hauptplatze sowohl wie in den Straßen ein zweites Zeichen gegeben, welches die Kinder und jungen Leute, also etwa unsere schulpflichtige Jugend, zur christlichen Lehre rief. Scharenweise kamen nun die Kinder aus den verschiedenen Vierteln und versammelten sich vor dem Hauptthore der Kirche, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite, beide Abtheilungen geleitet und überwacht von den eigens für sie bestellten Aufsehern, für die Knaben zwei ältere verläßliche Männer, für die Mädchen zwei würdige Matronen. Diese Aufseher ließen ihre Pflegebefohlenen den ganzen Tag, in der Kirche, bei der Arbeit und beim Spiel, nie aus den Augen und standen mit den Missionären in beständigem Verkehr. Auf ein gegebenes Zeichen knieten die Kinder nieder, bezeichneten sich mit dem heiligen Kreuzzeichen und sagten dann laut ihren Katechismus samt den darin enthaltenen Gebeten auf. Das Ganze war ein ursprünglich von P. Bolaños O. S. F. ins Guarani übersetzter Auszug des damals in Spanien gebräuchlichen Katechismus, der von einer Synode in Lima und dann in Rom approbirt und so kurz war, daß man, wenn einer vor- und die andern nachsprachen, leicht in einer halben Stunde fertig werden konnte. Diese öftere Wiederholung hatte den Zweck, die Hauptpunkte der christlichen Lehre dem Gedächtniß tief einzuprägen und dem Missionar die nachfolgende Erklärung zu erleichtern.

Inzwischen hatten die Patres ihre Morgenbetrachtung vollendet. Die Glocken läuteten, und die Thüren öffneten sich zur heiligen Messe. Zuerst traten die Knaben ein, indem sie, den Psalm Benedicite und Laudate Dominum in ihrer Sprache singend, durch das Mittelschiff vorn an ihren Platz vor den Chorschranken, dem Hochaltar gegenüber, sich begaben, Knaben und Burschen durch einen kleinen Zwischenraum geschieden. Hinter ihnen kamen die Mädchen, und zwischen den Reihen standen die Aufseher (aguazis) mit ihren Amtsstäben. Nun füllte sich allmählich die Kirche; denn täglich wohnte die ganze Gemeinde der heiligen Messe bei. Männer und Frauen traten durch verschiedene Thüren ein und begaben sich an die ihnen zugewiesenen Plätze, die an einigen Orten, wie es scheint, sogar durch niedrige Schranken getrennt waren. Diese Trennung der Geschlechter war bereits in der christlichen Urkirche üblich. Der hl. Karl Borromäus wollte sie in seiner Diöcese wieder einführen, und heute noch wird sie in jenen Gegenden, wo Kirchenbänke im Gebrauch sind, vielfach mehr oder weniger streng eingehalten. Da sie zudem spanisches Gesetz war, so verdient sie gewiß nicht den gegen sie erhobenen Vorwurf.

Nun begann die heilige Messe. Nach Peramas wurde sie täglich von beiden Missionären gelesen; denn jede Reduction hatte deren gewöhnlich zwei: den Cura oder Pfarrer und einen Vicar. Am Hochaltare dienten wenigstens vier

Ministranten in prächtigen scharlachrothen, violetten oder schwarzen Chorröcken je nach der Tagesfarbe, am Nebenaltare zwei in ähnlichen Gewändern. Die Ministranten, meint P. Sepp, hätten sich in jeder Kathedrale sehen lassen können. Sie erschienen so schön, daß ihre eigenen Eltern sie kaum wiedererkannten, und die Indianer waren nicht wenig stolz darauf, ihre Knaben so stattlich gekleidet am Altare zu sehen. Die Chorknaben begleiteten die Patres auch bei ihren Krankenbesuchen und Versehgängen, halfen bei der Reinhaltung der Kirche und beim Zieren der Altäre, und einige hielten sich bei Tag und bei Nacht in der Nähe, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn der Priester plötzlich zu einem Kranken gerufen wurde.

Auch während der stillen Messe wurde stets unter Begleitung der Orgel und musikalischer Instrumente gesungen. Diese Psalmen, Hymnen, Katechismuslieder und Gesänge über das Leben und Leiden des Herrn und zu Ehren der allerseligsten Jungfrau und der Heiligen waren von den Missionären selbst ins Guarani übersetzt und componirt worden und wurden ein Gemeingut des Volkes, das nicht müde ward, sie auch draußen auf Feld und Flur, im Wald und auf den Flußfahrten zu wiederholen.

Nach der heiligen Messe beteten alle Anwesenden gemeinschaftlich einen Act der Reue, sangen noch in guaranischer oder spanischer Sprache die beiden Psalmen Benedicite und Laudate Dominum

und verließen dann in aller Stille und Ordnung das Gotteshaus, um an ihr Tagewerk zu gehen.

Ueber die Ehrfurcht und Andacht dieser neuen Christen im Gotteshause ist in den Berichten nur eine Stimme. „Ich habe einen großen Theil von Europa und Amerika bereist,“ sagt P. Peramas, „aber nirgends habe ich eine größere Andacht in der Kirche gesehen. Ich berufe mich auch auf die Zeugnisse der Bischöfe, welche diese Ortschaften besucht und öffentlich ihrer lobenden Bewunderung darüber Ausdruck gegeben.“ Voll Anerkennung spricht sich darüber ebenfalls der König Philipp V. aus in mehreren an die Ordensobern gerichteten Schreiben. „Es hätte als etwas Ungeheuerliches gegolten,“ sagt P. Peramas, „wenn einer in der Kirche geschwätzt oder umhergeschaut hätte.“ Als P. Sepp seinen feierlichen Einzug in Yapeyu hielt, fand er bei seinem Eintreten in die Kirche alle Indianerinnen der Ortschaft auf den Knien vor dem heiligsten Sacramente, wo sie „alle miteinander in höchster Andacht für ihre lieben (neu angekommenen) Patres Missionäre beteten.“ . . „Keine einzige sah sich um oder wendete ihre Augen, schienen mehr Engel denn Menschen zu sein.“

Auch die Arbeit wurde durch Gebet eingeleitet und begleitet. Nachdem die Kinder im Pfarrhof ihr Frühstück erhalten, ging der eine Theil der Knaben in die Schule, ein anderer in die Werkstätte zu ihren Meistern, ein Theil der Mädchen in die Nähschule. Die Kleinsten blieben unter

Aufsicht auf dem Platze vor der Kirche, wo sie durch öfteres Nachsprechen die Gebete lernten und durch Spielen sich vergnügten. Die übrigen endlich zogen in Reihen geordnet auf die Felder hinaus. Dabei trugen sie unter dem Klange von Pfeifen und Flöten eine Statue des hl. Isidor, des Patrons der Ackerleute, die auf einer kleinen Tragbahre ruhte und von zwei und zwei abwechselnd getragen wurde. An Ort und Stelle angelangt, wurde das Bild an einem schicklichen, weithin sichtbaren Platze aufgestellt. Dann ging es an die Arbeit, über die wir später berichten werden. Ihr Mittagsmahl nahmen die Kinder gleichfalls zu Füßen ihres heiligen Patrones ein. Gegen 4 Uhr nachmittags gingen auf ein Glockenzeichen vom Kirchthurme aus alle wieder processionsweise zur Kirche zurück, wo jeden Tag um diese Zeit die Christenlehre stattfand. Die Kinder knieten im mittlern Gange nieder, doch so, daß der Pfarrer oder Vicar vom Chor bis zur Thüre zwischen ihnen hindurchgehen konnte. Zuerst sagten die Kinder kniend wieder den Katechismus und die Gebete auf; dann setzten sie sich, und der Missionär ging erklärend zwischen den Reihen auf ab, indem er bald an einen Knaben, bald an ein Mädchen eine Frage stellte. Die Antwort mußte stehend und laut gegeben werden, so daß sie von allen verstanden werden konnte. Diese Erklärung dauerte täglich eine halbe Stunde. P. Cattaneo hatte, wie er im April 1730 schrieb, in seiner Reduction St. Maria in seiner Christen-

lehre nicht weniger als 960 Knaben und 1002 Mädchen unter 15 Jahren. Außer diesem täglichen Katechismus wurde nach Gay, um dies gleich hier beizufügen, auch für die Erwachsenen zweimal in der Woche, des Sonntags und des Donnerstags, der als ein Ferientag galt, Christenlehre gehalten, desgleichen täglich ein zweimaliger Unterricht der Katechumenen. Eigenen Unterricht erhielten die Beicht- und Communionkinder und die alten Leute, deren Gedächtniß nachgelassen hatte.

Mit der Sonntagskatechese vor dem Hochamte wurde auch eine originelle Zählübung vorgenommen, die wir nicht unerwähnt lassen wollen. Die Indianer hatten bloß vier bestimmte Zahlnamen besessen: petei 1, mocoi 2, mohapi 3, irundi 4. Die Zahl 5 wurde durch Vorzeigen einer Hand, 10 durch beide Hände, 20 durch Hände und Füße bezeichnet. Alle höhern Zahlen wurden durch heta = viel oder durch heta-heta oder heta-ete = sehr viel ausgedrückt. Da dieser Mangel an Zahlbegriffen sich als sehr lästig und störend erwies, wurde allsonntäglich eine öffentliche Zählübung vorgenommen. Ein mit guter Stimme begabter Indianer trat in die Mitte und sprach die spanischen Zahlen uno, dos, tres etc. vor, worauf das ganze Volk sie wiederholte. Darauf kamen in ähnlicher Weise die spanischen Bezeichnungen der Wochentage und Monatsnamen an die Reihe. So wurden dieselben allmählich Gemeingut der „bärtigen Kinder“.

Auf die Kinderkatechese am Abend wurde zur Rosenkranzandacht geläutet, an welcher gleichfalls die ganze Gemeinde theilnahm und wobei der Priester am Altare kniend vorbetete. Darauf wurde, wiederum mit Orgel- und Instrumentalbegleitung, die Litanei der allerseligsten Jungfrau und einige Hymnen, am Samstag ein feierliches Salve Regina gesungen; der gemeinschaftliche Act der Reue und der Psalm Benedicite schloß die Andacht. Darauf vergnügten sich die Männer und Knaben mit Waffenübungen, Ballspiel u. dgl., die Kinder mit Tanz und ähnlichem.

Beim Angelusläuten traten die Kinder um das Kreuzbild, das in ihrem jeweiligen Dorfviertel stand, und sangen nach dem Engel des Herrn gewöhnlich noch einige fromme Lieder. Etwas später wurde noch ein Glockenzeichen gegeben. Es war das Zeichen zur Ruhe. Nach demselben durfte niemand sich mehr ohne ganz besondern Grund auf der Straße sehen lassen oder ein fremdes Haus betreten. Eine Nachtwache patrouillirte zum Schutze gegen auswärtige Feinde und zur Aufrechthaltung der Zucht und Ruhe durch die Straßen und griff jeden auf, den sie auf der Straße oder in einem fremden Hause antraf. Derselbe mußte sich dann am folgenden Morgen vor dem Corregidor oder Bürgermeister verantworten. Wir werden auf das Strafreglement in den Reductionen später zurückkommen.

Eine schöne Beschreibung der Feierabendstunden

in den Reductionen entwirft der pseudonyme Engländer („Aufzeichnungen des Ewigen Juden über die Jesuiten und ihre Gegner,“ Herausgegeben von John Fairplay): „Näherkommend bemerkte ich Menschengruppen unter den Arcaden, vor den Häusern und in den schönen Palmen- und Olivengärten. Der Leute Kleidung war einfach, doch malerisch. Die Männer trugen Wams und weite Beinkleider nebst dem Poncho, einem langen, an den Seiten geöffneten Tuche mit einem Schlitz in der Mitte für den Kopf, so daß die beiden Hälften nach vorn und hinten niederfielen; die Weiber trugen Röcke von gestreifter Baumwolle, langes, wallendes Haar und bunte Arm- und Halsbänder. Alle sahen gesund, zufrieden, glücklich aus. Das Tagewerk war gethan, die Glocke läutete zur Abendandacht. Ein eigenthümlicher Zug betrat das Dorf. Es waren die ältern Kinder, welche unter Flötenmusik von der Feldarbeit heimkehrten. Das Bild ihres Schutzheiligen wurde ihnen vorgetragen. Sie umarmten ihre Mütter, herzten ihre kleinen Geschwister, worauf die ganze Bevölkerung nach der Kirche eilte . . . Nach der Andacht folgten die Abendunterhaltungen auf dem öffentlichen Platze des Dorfes. Die Männer rangen, spielten Ball oder schossen mit Pfeilen nach dem Ziele. Die Knaben führten pantomimische Tänze auf, die gewöhnlich eine Scene aus den Erzählungen der Heiligen Schrift oder der Heiligenlegende zum Gegenstande hatten. Im Kreise ringsherum

saßen die Frauen und Mädchen; die kleinern Kinder unterhielten sich auf eigene Faust. Von seiner gewohnten Stelle unter dem Kirchthore überwachte und leitete der Rector das Ganze, doch ohne im mindesten in die freie Bewegung störend einzugreifen. Und als die Glocke die Ruhestunde verkündete, da ward der Platz mit fast zauberhafter Eile geräumt; alle zogen sich in ihre Wohnungen zurück. Wenige Minuten später war das ganze Dorf in tiefer Ruhe begraben, und niemand war mehr auf den Beinen als die Wächter, welche ihre nächtliche Runde hielten."

Auch außer den gemeinsamen religiösen Uebungen beteten die Christen oft und gern. „Man weiß nicht," sagt Gay wohl mit einiger Uebertreibung, „ob diese Neophyten größere Zeit in der Kirche oder zu Haus und in ihren Familien zubrachten." . . „Vor dem Schlafengehen pflegten die Indianer stets für sich zu beten, eine Gewohnheit, die sie selbst auf ihren Reisen treu festhielten, mochten sie noch so müde sein."

Um die Indianer anzuleiten, alle ihre Arbeiten und Verrichtungen in echt christlichem Geiste zu thun, hatte der P. Ignatius Insaurralde, ein trefflicher Kenner des Guarani, ein eigenes Buch geschrieben mit dem Titel: Araporu Aguiyeyehaba d. h. „Ueber den rechten Gebrauch der Zeit" (wörtlich des Tages), das P. Escandon in Madrid in 2 Bänden drucken ließ. Darin wurden die Pflichten und Arbeiten zu Haus, im Felde und in der Kirche alle im einzelnen be-

sprochen mit Angabe der besten Art und Weise, sie gut und verdienstlich zu verrichten. Wie tief die echt katholischen Uebungen und Gebräuche ins Volk drangen, zeigt unter anderem die von Wappäus*) erwähnte Thatsache, daß selbst heute noch manche Sitten der farbigen Bevölkerung Paraguays „an die Zeit erinnern, in welcher dieselbe unter der ausschließlich geistlichen Herrschaft stand. So ist es z. B. jetzt noch viel Gebrauch, daß die Arbeiter (peones) der größern Grundbesitzer an jedem Morgen zu ihrem Herrn mit dem Gruße kommen: Ave Maria, sin peccato concebida („Gegrüßt seist du, Maria, ohne Sünde empfangen",) um von ihm den Segensspruch in der Guaranisprache zu empfangen."

Die echt katholische und urchristliche Verehrung der Heiligen und Reliquien rc. wurde eifrig gepflegt. Neben den Bildern Christi und der alleseligsten Jungfrau und der heiligen Patrone stand namentlich das Zeichen der Erlösung hoch in Ehren. In den Häusern, auf den öffentlichen Plätzen, auf den Feldern, überall erblickte man dasselbe. War ein Kreuz zerfallen und durch ein neues zu ersetzen, so legte man das Holz des alten an den Fuß des neuen Kreuzes hin und ließ es daselbst verfaulen; man hätte es für einen Frevel gehalten, dasselbe zu verbrennen oder zu irgend einem profanen Zwecke zu ver-

*) Handb. der Geogr. und Statistik des ehem. spanischen Mittel- und Süd-Amerika. Leipzig 1863/70. S. 1199.

wenden. Ueberhaupt zeigten die Bewohner der Reductionen die größte Ehrfurcht vor allem, was zum Dienste Gottes gehörte. Nicht einmal die für den Altar bestimmten Kerzen wagten Küster oder Ministranten mit bloßer Hand, sondern immer nur mit einem Tüchlein zu berühren.

Der Gottesdienst an Sonn- und Festtagen.

Besonders glänzend gestaltete sich das kirchlich-religiöse Leben an Sonn- und Festtagen.

Zur Frühmesse fanden sich alle ein, die später verhindert waren. Vor dem Hochamte, das feierlich eingeläutet wurde, sammelte sich die ganze Gemeinde, Männer und Frauen in getrennten Gruppen und nach den Kazikschaften geordnet, auf dem Platze vor der Kirche, damit die Corregidores leichter controliren könnten, wer etwa fehle. Dann trat auf ein gegebenes Zeichen alles ein, die Frauen durch das Hauptthor, die Männer durch die Seitenthüre, nachdem jeder von ihnen in dem Hofe der Missionäre ein Stück Holz niedergelegt hatte, das zum Kochen des gemeinsamen Frühstücks und Abendessens der Kinder für die folgende Woche verwendet wurde. Die derzeitigen indianischen Magistratspersonen nahmen mit ihren Amtsinsignien vorn am Choreingang ihre Ehrenplätze ein. Zuerst begann nun die Christenlehre, von der wir oben gesprochen, wobei Jung und Alt gefragt wurde. Dieselbe wurde durch eine kurze katechetische Ermahnungsrede

beschossen. An Festtagen fiel die Christenlehre aus und wurde von der Kanzel eine eigentliche Predigt gehalten. Unterricht und Predigt, wie überhaupt das Wort Gottes, hörten die Indianer immer gern und mit größter Aufmerksamkeit an. Nach dem Gottesdienste wiederholten einige der ersten Vorgesetzten der Reduction der auf dem Kirchenplatze versammelten Gemeinde noch einmal das vom Prediger Gesagte und munterten zu dessen Befolgung auf.

Zuerst intonirte die Orgel das Asperges, und dann begann das Hochamt, wobei der Kirchenchor und das Orchester seine schönsten Leistungen zum besten gab.

Die kirchlichen Festzeiten.

Der reiche Wechsel des katholischen Kirchenjahres mit all seinen ergreifenden Ceremonien und Gebräuchen kam in den Reductionen zur vollen Geltung. Die Fastenzeit war wirklich eine Zeit der Buße und besonderer Andacht. Am Aschermittwoch kamen alle zur Kirche, um die geweihte Asche zu empfangen, und die Mütter brachten dazu selbst ihre neugebornen Kinder mit. Bei den Chiquitos fand nach Bach am Aschermittwoch eine allgemeine Versöhnung statt, indem das ganze Volk sich betend an die Kirchenthüre niederwarf und Kinder und Eltern &c. sich untereinander um Verzeihung baten. Am Palmsonntage holten sich alle den geweihten Palmzweig, und am Charsamstag nahm jede Haushaltung von

dem durch den Priester gesegneten Feuer mit. Während der Fastenzeit wurden außer den Passionspredigten und sonntäglichen Ermahnungen noch in jeder Woche zwei oder drei Predigten gehalten oder „eine Historie erzählt," wie P. Sepp es nennt. Besonders ergreifend waren die während der heiligen Charwoche üblichen Passions- und Bußprocessionen. Dabei wurde unter anderem die lebensgroße Gestalt des leidenden Erlösers herumgetragen. An der Seite des Zuges gingen Männer, die sich geißelten; im allgemeinen jedoch nur solche, denen die Patres die Erlaubniß dazu gegeben hatten. Manche schlugen sich, wie P. Escandon erzählt, bis aufs Blut, und selbst Knaben, ja Kinder von 5 bis 6 Jahren griffen zur Geißel, um in ihrer Weise ihren Eifer zu zeigen. Nach Gay fand diese Procession unter tiefem Schweigen beim Scheine von Fackeln statt, und aus dem langsam vorüberwallenden Zuge „wurde kein anderer Laut hörbar als der dumpfe Klang der Hörner, der gedämpfte Schlag der Trommel, das Klatschen der Geißeln und die traurig-ernsten Klageweisen der Sänger". Am Charfreitag Abend führte die Kapelle eine feierliche Trauermusik auf, worauf die Lichter ausgelöscht wurden und während der Absingung des Miserere die Männer und vollständig davon abgetrennt auch die Frauen sich geißelten. Auch das heilige Grab und ähnliche Darstellungen aus der Passion nach deutschem und spanischem Brauche fehlten nicht.

Manche dieser an sich so schönen Sitten arteten später nach der Vertreibung der Jesuiten vielfach in Mißbräuche und zum Theil rohe Caricaturen aus, wie sie z. B. der Protestant W. Bach, der in den dreißiger Jahren die ehemaligen Reductionen der Chiquitos besuchte, mancherorts vorfand.

Eine ähnliche Procession wie in der Charwoche, aber großartiger und voll freudigen Charakters, fand auf Ostern mit dem Bilde des auferstandenen Heilandes statt. Ueberhaupt hatten die Indianer der Reductionen große Freude an solchen religiösen Umzügen, und dieselben wurden mit solcher Andacht und Erbauung abgehalten, daß die Spanier aus den nahegelegenen Städten öfters herbeikamen, um ihnen zuzusehen. Viele erbaten sich sogar von ihren Pfarrern die Erlaubniß, den Cermonien der Charwoche in einer Reduction beiwohnen und daselbst ihre österliche Pflicht erfüllen zu dürfen.

Der Glanzpunkt aller Festlichkeiten war aber

die Frohnleichnamsprocession,

die hier ein so eigenartiges und in ihrer Weise großartiges Gepräge trug wie vielleicht nirgends in der katholischen Welt. Tags zuvor wurde im ganzen Dorfe gerüstet, Gärten, Wiesen und Wälder ihres schönsten Schmuckes beraubt. An den vier Ecken des großen Kirchplatzes (nach andern an den Straßenecken), der rings mit frischen Reisern umsteckt wurde, erhoben sich die Processionsaltäre, geschmückt mit Bildern und Statuen und dem ganzen reichen Kirchenschatz, vor allem aber mit

den schönsten, duftigsten Blumen, an denen das Land fast zu jeder Jahreszeit eine solche Ueberfülle bietet. In Abständen von je 10 bis 12 Schritten wurden auf dem Processionswege Triumphbogen errichtet und diese untereinander durch zierlich bemalte Stangen aus Rohr oder Holz verbunden. Da ihre Errichtung und Ausschmückung unter die Kazikschaften vertheilt wurde, so entstand der regste Wetteifer. Die ganze Natur, nicht bloß die leblose Pflanzenwelt mit ihrem unvergleichlichen Farbenschmelz und Blüthenflor, sondern auch die Bewohner von Wasser und Feld und Wald wurden aufgeboten, um ihrem Schöpfer und Herrn den Tribut ihrer unbewußten Huldigung darzubringen. Um die bekränzten Bögen und Guirlanden gaukelten, an starke Fäden gebunden, die farbenprächtigsten Vögel und goldig schimmernde Insecten, die in der Dunkelheit wie glühende Funken umhersprühten; in großen, mit klarem Wasser gefüllten Gefäßen schwammen seltene Fische und zeigten ihre buntglänzenden Schuppenpanzer; ganze Schwärme von Tauben, Hühnern, Rebhühnern girrten und schwirrten ihr lautes Concert, Pfauen schlugen ihr stolzes Rad, und in die vertrauten dumpfen Laute der verschiedenen Hausthiere mischten die wilden Bewohner des Waldes und der Pampas, der buntscheckige Jaguar, der Puma und andere gefährliche Gesellen des Urwaldes, die man an der Wegseite festgebunden, ihr dumpfes Gebrüll. So klangen all diese Farbentöne und Stimmen zu einem großen Benedicite zusammen zu Ehren ihres Herrn, der

im heiligen Sacramente verborgen vorüberzog. Mehr noch. Die Frauen stellten längst des Weges in Körben und Gefäßen alle Producte des Landes: Weizenmehl, Maniok, Hirse und Mais, Früchte aller Art und selbst die zubereiteten Speisen aus, damit der vorüberwallende Heiland sie alle segne. Der Boden selbst war nicht bloß mit wohlriechenden Blumen und Kräutern, sondern auch mit Sämereien, Weizen- und Hirsekörnern bedeckt, da die Indianer die fromme Ueberzeugung hegten, daß das Saatkorn, welches der Fuß des Priesters mit dem heiligen Sacramente berührt, wenn wieder gesammelt, hundertfältige Frucht bringen werde. Die Procession selbst verlief in der schönsten Ordnung. Voran gingen die Mädchen, dann kamen die Jungfrauen und Frauen, darauf die Knaben und Männer, an ihrer Spitze der Gemeindevorstand in voller Gala. Die Bruderschaften und Vereine trugen ihre farbigen Abzeichen und Fahnen. Vor dem Allerheiligsten streuten zwei schön gekleidete Kinder Blumen. Bei jedem Altare spielte die Musik, und Knaben in schönen spanischen Costümen führten ihre anmuthigen Sacramentstänze auf.

Einen verschiedenen Charakter trug das

Kirchweih- oder Patronatsfest

des Dorfes, in dem hierbei auch die weltliche Seite mehr zur Geltung kam. Es war Sitte, daß jede Ortschaft die zwei oder drei nächstgelegenen Reductionen zu diesem Feste einlud. Zur Vigilvesper und zur Festmesse zog der Corregidor mit den Angesehensten

der Reduction und den Gästen in glänzender Cavalcade zur Kirche, angethan mit prächtigen Harnischen und gefolgt vom Volke und der Dorfmusik. Nach Gay besaß jede Ortschaft 600 bis 1000 eigene Reitpferde mit der dazu gehörigen Ausrüstung. Der Held des Tages war der Alferez Real, der das königliche Banner trug und die Dorfmiliz in weißblauer Uniform befehligte. Er saß auf dem „Roß des Heiligen", dessen Hufe mit Silberplatten beschlagen und das auf einen graziösen, tanzenden Schritt eindressirt war. In der Vorhalle wurde der königliche Bannerträger vom Cura feierlich empfangen. Dieser reichte ihm das Weihwasser und geleitete ihn durch die Kirche zu seinem Ehrenplatze. Das Banner aber wurde aus Ehrfurcht vor dem Könige, den es repräsentirte, während des Gottesdienstes in der Hauptkapelle aufgestellt und nach demselben in festlichem Aufzuge auf den Kirchplatz getragen, wo es auf einer Art Schanze vor der Front der Kirche aufgepflanzt ward und, von einer Ehrenwache von 20 Mann umgeben, den ganzen Tag verblieb. Am Patronatsfeste fand, wie auch einige andere Male während des Jahres, ein gemeinsames Festmahl statt, zu welchem natürlich auch alle Gäste eingeladen wurden. Bei dieser Gelegenheit kam wohl auch etwas Chicha und selbst einige Flaschen Wein zu Ehren des Tages auf den Tisch. Das Mahl fand auf dem Kirchplatze statt, wo zu diesem Zwecke Tische aufgestellt waren. An jedem derselben führte einer der Vornehmen den Vorsitz.

War alles bereit, so begann der Pfarrer das Tischgebet, das choralartig vom Sängerchor recitirt wurde. Auch an Tafelmusik fehlte es nicht, da die Dorfkapelle ihre schönsten Stücke zum besten gab. Damit auch die Frauen, die in der Oeffentlichkeit stets von den Männern getrennt blieben, an der Festfreude theilnähmen, wurde ihnen von dem Festschmaus reichlich in ihre Wohnungen getragen, wo sie sich untereinander vergnügten.

Nach der feierlichen Vesper fanden Volksspiele statt, die namentlich in kriegerischen Uebungen: Wettrennen, Ringelstechen, Scheingefechten u. dgl. bestanden, und bei denen die Indianer die bewunderungswürdigste Geschicklichkeit bewiesen. Die Kampfpreise lagen auf einem Tische, an welchem die Missionäre als Kampfrichter Platz genommen. Doch wurden sie so vertheilt, daß auch die minder Glücklichen etwas erhielten, „und so“, sagt Dr. Xarque, blieben alle fröhlich, ihrem Schutzheiligen zugethan und zum Kriege geübt“.

Ueberhaupt wurde von den Patres in Verbindung mit der religiösen Feier stets auch der weltlichen Festfreude ein weiter Spielraum eröffnet und beides harmonisch verbunden nach dem echt katholischen Grundsatze: Heitere Lebensanschauung auf christlicher Grundlage. Wie erfindungsreich die Missionäre und Indianer in dieser Beziehung waren, zeigen unter anderem namentlich die Berichte über die in allen Reductionen mit größter Begeisterung begangene Centenarfeier beim Abschluß des ersten Jahrhunderts seit der durch

die Bestätigungsbulle Pauls III. vollendeten Gründung der Gesellschaft Jesu (1540 bis 1640). Außer den gebräuchlichen Festzügen, dramatischen Tänzen und Spielen, Triumphbogen und andern religiösen und weltlichen Freudenbezeigungen, künstliches Feuerwerk nicht zu vergessen, wies fast jede Ortschaft irgend eine außergewöhnliche Leistung auf. St. Franz Xaver z. B. hatte alle seine Häuser mit Kalk weiß getüncht und mit breiten, parallelen schwarzen Strichen verziert, was dem Dorfe ein ganz neues, festliches Aussehen verlieh. Concepcion errichtete nicht weniger denn 600 Triumphbogen; S. Ignacio glänzte durch großartige Kampfspiele, einen hieroglyphischen Kriegertanz mit dem Anagramm des hl. Ignatius auf ihren Schilden und eine Seeschlacht auf dem nahen Paraná bei Fackelschein; Itapua führte einen dramatisch-symbolischen Festzug auf, in welchem unter anderem ein gewaltiger Riese mit schneeweißen Haaren, das Jahrhundert vorstellend, auftrat dem 100 buntfarbig gekleidete Knaben das Carmen saeculare (Festgedicht) zusangen, und 100 Joch Ochsen, als Symbol der unverdrossenen und mühevollen Arbeit, unter 100 Triumphbogen hindurchgeführt wurden u. s. w. u. s. w. Natürlich strahlten die Kirchen im reichsten Schmuck von Kränzen, Guirlanden, Emblemen und Hunderten von Kerzen. Dabei blieb das allerheiligste Sacrament den ganzen Tag zur Anbetung ausgesetzt.

Eine besondere Gelegenheit endlich, die mit Festlichkeiten aller Art begleitet wurde, war die An-

kunft neuer Missionäre oder der

Besuch des zuständigen Bischofes

in den Reductionen. Ueber erstere giebt uns z. B. P. Sepp eine wahrhaft rührende Schilderung, die wir aber der Kürze halber übergehen. Je seltener die Besuche der Bischöfe von Asuncion und Buenos Aires, zu deren Jurisdiction die Reductionen gehörten, wegen der großen Entfernungen waren, desto großartiger gestaltete sich auch jedesmal der Empfang, der ihnen bereitet wurde. Nachdem der Bischof seinen bevorstehenden Besuch angekündigt hatte, reisten zwei oder drei Patres mit einer zahlreichen Schar auserwählter Indianer in die Bischofsstadt, um den Prälaten abzuholen und ihm auf der langen, beschwerlichen Reise, die 300, 400 bis 600 Meilen weit durch die Wildniß führte, ein sicheres Geleit zu geben. Allein die Flußfahrt von Buenos Aires den Uruguay aufwärts bis zur ersten in seinem Stromgebiet gelegenen Reduction dauerte über einen Monat, bisweilen zwei. Um dieselbe gefahrloser und leichter zu machen, stellten die Missionäre über die Ufer hin von Zeit zu Zeit Posten aus, deren Aufgabe darin bestand, etwaige umherstreifende wilde Horden fernzuhalten, Proviant und Erfrischungen für die nahende Flotte bereitzuhalten und die Ruderer abzulösen. Letzteres war um so nöthiger, als die Indianer auf den langen, beschwerlichen Flußfahrten sehr leicht erkrankten und dann oft mit erschreckender Schnelligkeit wegstarben. So starben z. B. von

den 340 Indianern, die 1729 den P. Cattaneo von Buenos Aires abholten, nicht weniger als 179 an den Pocken. Aehnliche Vorsichtsmaßregeln wurden für die Landreise getroffen. Wenn dann die Kunde von der Annäherung des Bischofes die Reduction erreichte, kam die ganze Bevölkerung in freudige Erregung. Sofort sprengten zwei Compagnien zu Roß dem Zuge auf weite Strecken entgegen. Hatten sie ihn erreicht, so stellten sie sich in Parade auf, schwenkten die Fahnen und entboten dem Oberhirten ihren militärischen Gruß. Dann stiegen sie ab, warfen sich vor dem Bischofe auf die Knie, küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand und empfingen seinen Segen. Je mehr der Zug sich dem Dorfe näherte, desto lauter wurden die Jubelbezeigungen. Eine Meile vom Orte kamen die Kaziken und Vornehmen, der Corregidor und die andern indianischen Magistratspersonen, der Superior der Mission, der Pfarrer und einige andere Jesuitenpatres, die von den benachbarten Reductionen herbeigeeilt waren, dem Bischofe zur feierlichen Bewillkommnung entgegen und empfingen alle kniend seinen Segen. Dann wurde der Zug festlich geordnet; die Dorfmiliz mit ihren Fahnen und schmetternden Fanfaren bildete zu beiden Seiten Spalier und gab dem hohen Gaste das Ehrengeleit. Am Dorfeingange empfingen ihn die übrige männliche Bevölkerung und die Kinder mit begeisterten Hochrufen. Die Frauen warteten inzwischen in der Kirche und empfingen hier, mit gefalteten Händen auf dem Boden kniend, den

bischöflichen Segen. Ihre Andacht und Bescheidenheit rührte den Bischof oft bis zu Thränen. Ein feierliches Te Deum stieg dann zum Dank für die Ankunft des Oberhirten zum Himmel empor. Darauf wurde der hohe Gast in das Haus der Missionäre geführt, wo ein eigenes Zimmer für diese Gelegenheiten bereit stand. Die ganze Zeit seiner Anwesenheit war ein fortwährender Festtag in den Reductionen. Dieselben prangten im schönsten Schmuck. So oft der Bischof ausging, folgte und begleitete ihn der begeisterte Zuruf der guten Indianer, und überall fand er Blumen und wohlriechende Kräuter auf den Weg gestreut. Bei seinem Abschiede wurde ihm in derselben Weise wie bei der Ankunft das feierliche Geleite bis an die Grenzen der nächsten Reduction gegeben, wo bereits die Abgesandten derselben zum Empfange bereit standen.

Wir wollen diesen Abschnitt beschließen mit einem Auszuge aus dem Briefe des hochw. Bischofs von Buenos Aires, Joseph Peralta, aus dem Predigerorden, den derselbe nach seiner Visitationsreise in den 17 zu seinem Sprengel gehörigen Reductionen unter dem 8. Januar 1743, (also bloß 24 Jahre vor der Ausweisung) an König Philipp V. von Spanien schrieb. „Weil ich nicht zweifle, daß Ew. königliche katholische Majestät, gemäß Ihrem Eifer, Sich freuen wird, wenn Sie von dem Zustand und Fortschritt dieser armen Indianer, dero Majestät unterthänigster Vasallen, Kunde erhalten, so will ich hier nur dasjenige

vorbringen, was ich mit eigenen Augen gesehen und sozusagen mit Händen gegriffen habe. Dasselbe bereitete mir einen so unaussprechlichen geistlichen Trost, daß mir alle Beschwerden, die ich bei dieser mühsamen Visitation habe ertragen müssen, leicht geworden sind. . . Als ich sie verlassen sollte, konnte ich mich ohne großen Schmerz kaum von ihnen trennen, so tief bewegt war ich durch die Beweise ihrer zärtlichsten Theilnahme und Frömmigkeit. Ich danke dem Herrn beständig für den so reichen Segen, welchen er durch diese apostolischen Männer der Gesellschaft Jesu über jene Völker ausgegossen hat. Denn sie geben sich solche Mühe, ihre Indianer zu unterrichten, sie im katholischen Glauben zu befestigen und im Gehorsam gegen Ew. Majestät zu erhalten, und sind darin so unermüdlich und eifrig, daß sie diese Eigenschaften von ihren Vorfahren ererbt zu haben scheinen. Der Anblick der Kirchen, der Schmuck des Gotteshauses, die Andacht und Ehrerbietung im Dienste des Altares, das Liebliche der heiligen Lieder, die Pracht bei der Feier des Gottesdienstes, die Liebe zu dem im Sacramente verborgenen Heiland, alles das rief in mir Gefühle hervor, die sich nicht ausdrücken lassen. . ." Der Bischof weist dann mit Schmerz hin auf den „großen Unterschied zwischen diesen neubekehrten Völkern" und den alten Christen (Colonisten), die jenen so wenig glichen. „Was mich aber am meisten rührte, war, daß ich am frühen Morgen immer eine ganze Schar von Knaben und Mädchen,

nach ihrem Geschlechte getrennt, zur Kirche eilen sah, um den Herrn in den süßesten und andächtigsten Liedern zu loben. Abends vor Sonnenuntergang wiederholte sich dieses Schauspiel, so daß ich zu behaupten wage, es sei, wie die Schrift sagt, in diesen Reductionen Morgen und Abend wie ein Tag, nämlich ein Tag des Herrn. Das sind die Früchte des Fleißes, der Wachsamkeit und des Eifers, womit diese frommen Ordenspriester der Gesellschaft die ihnen anvertrauten Völker erziehen und unterrichten."

III. Empfang der hl. Sacramente und christliches Tugendleben.

Nirgends zeigt sich die Unfähigkeit protestantischer Schriftsteller für eine richtige, geschweige denn gerechte Beurtheilung der Missionen von Paraguay so greifbar, als da, wo sie die Mittel des übernatürlichen Gnadenlebens besprechen. Krasse Unkenntniß des katholischen Dogmas und oft auch eine rationalistische Auffassung des Christenthums verleitet selbst sonst unbefangene Männer, wie Southey und Bach, zu Ungereimtheiten und Mißdeutungen, die komisch wirkten, wenn sie nicht so Heiliges beträfen. Mit Blinden soll man nicht über Farben streiten, und so beschränken wir uns im wesentlichen darauf, dem von solchen Schriftstellern entworfenen Zerrbild eine einfache, aus den Berichten der Missionäre selbst geschöpfte Darstellung gegenüberzustellen.

Taufe.

Großen Anstoß hat man vor allem an der Taufweise der alten Missionäre genommen. Thatsache ist, daß man damals nicht bloß in Paraguay, sondern in den Heidenmissionen überhaupt viel rascher taufte, als die heutige Missionspraxis es für rathsam hält. Es soll auch keineswegs in Abrede gestellt werden, daß sich dabei manchmal, besonders in Süd-Amerika, ärgerliche Mißbräuche einstellten, wie sich dies schon aus den Acten mancher Provinzialconcilien und aus den scharfen Auslassungen gleichzeitiger Schriftsteller, z. B. eines Joseph Acosta S. J. in seinem Buche De promulgatione Evangelii apud barbaros, ergiebt. Eine ruhige Prüfung der Missionsberichte führt aber zur Ueberzeugung, daß die Jesuiten von Paraguay in diesem Punkte durchaus correct gehandelt haben. Das Maß der nothwendigen Vorbedingungen für den giltigen Empfang der hl. Taufe, dieses ersten und nothwendigsten Sacraments, welches in die Seele das übernatürliche Gnadenleben einpflanzt, ist nach der katholisch-apostolischen Lehre keineswegs so groß, daß sie nicht nach verhältnißmäßig kurzer Vorbereitung erfüllt werden könnten, zumal wenn Gott, wie es thatsächlich hier so oft geschah, durch außerordentliche Taufwunder dem geringen Verständniß dieser armen Naturvölker nachhalf. Es genügte, denselben die Grundlehren des Christenthums, den Glauben an den einen wahren Gott,

den ewigen Vergelter, der auch bei den rohesten Völkern nie ganz erstorben war, und an Jesus Christus als ihren Heiland und Erlöser zu verkünden und sie zur bereitwilligen Uebernahme einer christlichen Lebensweise zu bewegen. Natürlich galt es dann, das durch die Taufe eingegossene übernatürliche Glaubensleben der Neugebornen in Christo durch die Milch eines weitern, ausgiebigern Unterrichts zu nähren und zu entwickeln. Daß, und wie dies geschah, werden die folgenden Ausführungen zeigen. Wenn die Anforderungen an sterbende Heiden erst recht auf das allerwesentlichste Maß beschränkt wurden, so kann dies den Missionären offenbar nicht zum Vorwurf gemacht werden. Sollten sie denn dieselben etwa ohne Taufe sterben lassen, da Gott doch alle selig machen will, aber die Taufe als wesentliche Bedingung fordert?

Was nun die Spendung der Taufe und der übrigen Sacramente in den bereits festgegründeten Reductionen betrifft, so erfahren wir darüber folgendes. Jeden Sonntag nach dem Gottesdienst am Morgen oder um 3 Uhr Nachmittags wurde die feierliche Taufe ertheilt oder die bei den Nothtaufen unterbliebenen Ceremonien nachgeholt. Die Indianer waren nämlich außerordentlich besorgt, daß ihre Neugeborenen doch ja nicht ohne Taufe hinwegstürben. Wenn sie daher auch nur die geringste Gefahr fürchteten, manchmal schon allein, wenn die Kleinen in ungebührlicher Weise weinten, oder auch weil sie nicht weinten, brachten sie die-

selben selbst mitten in der Nacht, damit sie wenigstens die Nothtaufe erhielten. P. Baucke hatte immer bestimmte Pathen bereit, für die Knaben einen alten Indianer, Namens Paul Conequin, der zugleich Aufseher der erwachsenen Knaben war, für die Mädchen die alte Indianerin Stephania, Aufseherin der Mädchen. Aehnlich wurde es in den andern Reductionen gehalten. Dies geschah, um die geistliche Verwandtschaft unter den Indianerchristen möglichst zu verhüten, da sie selten oder garnicht in andere Reductionen hinein heiratheten.

Für die erwachsenen Katechumenen fand, wie wir bereits früher berichtet, ein eigener regelmäßiger Unterricht statt. Für ihre Taufe wurde gewöhnlich irgend ein hoher Festtag bestimmt und die Feier möglichst großartig gestaltet. Die Täuflinge trugen bei der Gelegenheit ein prächtig gesticktes Taufgewand. Die schöne Taufkapelle, der reichverzierte Taufbrunnen, die kostbaren Gefäße, die Theilnahme der ganzen Gemeinde, alles trug dazu bei, um die Bedeutung und Wichtigkeit der hl. Handlung hervorzukehren. Bei Taufen von Kaziken und vornehmen Indianern erschienen nicht selten spanische Würdenträger, selbst Statthalter als Taufpathen. Wie richtig die Neugetauften das Wesen der hl. Taufe als einer Wiedergeburt zur Kindschaft Gottes erfaßten, dafür giebt P. Baucke einige recht schöne Beispiele. Zur Taufe des Häuptlings Nalangain, in der Reduction St. Xaverius, bei den Mokobis, hatte der

spanische Commandant von Santa Fé mit zahlreichem Gefolge sich eingefunden. Nachdem Nalangain ihnen gerührt für die Ehre gedankt, daß sie „seine Väter" (Pathen) werden wollten, ließ er durch P. Baucke als Dolmetscher ihnen u. A. sagen: „Mein Gemüth sinkt ohnmächtig nieder, wenn ich erwäge, daß sich jetzt diejenigen gegen mich als so große Freunde erzeigen, die ich sonst gehaßt habe . . . ; aber jetzt, nachdem ich mich zu richtigern Gedanken gewendet, habe ich das Wahre erkannt, daß wir Getaufte alle Brüder und Freunde sind. Wie großen Dank schulde ich dafür! Ermahne sie, sie sollen hier keine traurigen Gefühle hegen: wir werden sie jetzt in Wahrheit betrachten, als wenn sie von uns abstammten, weil wir einen Vater haben, nämlich Gott."

Da die Bischöfe von Asuncion und Buenos Aires nur selten die weite Reise in die Reductionen machen konnten, besaß der Obere der Mission das Privileg, mit dem vom Bischof geweihten Chrisam zu firmen.

Buße.

Sehr fleißig kamen die Indianer, die ein außerordentlich zartes Gewissen hatten, zum hl. Sacrament der Buße. „Sie waren so aufrichtig," sagt P. Baucke, „daß sie auch außer der Beicht ihren ganzen Lebenslauf erzählt hätten. Viele erst jüngst Getaufte kamen zu mir und wollten über ihr ganzes Leben eine Generalbeichte ablegen, um desto sicherer und reiner im Gewissen

zu sein; da ich ihnen aber erklärte, daß sie durch die Taufe von aller Schuld und Strafe der Sünde gereinigt seien, so gaben sie sich zufrieden. Sie bekannten mir aufrichtig, daß sie immer nach der Beicht großen Trost in ihrem Herzen empfänden und daß sie auch einige Monate nachher immer eifrig beflissen wären, ein christliches Leben zu führen, daß sie nicht so leicht in eine Sünde einwilligten und mehr Neigung zum Gottesdienst und zur Arbeit hätten, daß sie aber, wenn sie auf der Jagd in den Wäldern umher zögen oder Ausflüge in die Stadt machten, die oft 14 Tage dauerten, auch in ihrem Eifer erkalteten."

In ihrer kindlichen Offenheit trugen sie keine Scheu, auch in Gegenwart Anderer ihr Geständniß abzulegen: „Pater, ich komme, dir zu sagen, daß ich dieses oder jenes gethan habe," so daß der Missionär ihnen wehren mußte.

Bei der Schwierigkeit, welche die Indianer anfangs mit dem Zählen hatten, behalfen sie sich bei der Beicht in folgender origineller Weise. Die Frauen nahmen mehrere 4—5 Fuß lange Wollfäden von blauer, rother, gelber ꝛc. Farbe, von denen jede eine bestimmte Art von Sünden, z. B. roth das Lügen, bedeutete. Bei der Gewissenserforschung machten sie so viele Knöpfe in den Faden, als ihnen Vergehen eingefallen waren, und zeigten dann dem Beichtvater den Strang vor, damit er selbst die Zahl davon ablese. Die Männer dagegen gebrauchten zu demselben Zweck einen fingerbreiten Riemen, in den sie Kerben

einschnitten und die verschiedenen Arten durch einen Querschnitt von einander schieden. Sobald die Indianer besser unterrichtet waren, wurden Wollfäden und Riemen natürlich abgeschafft.

Die Zeit für die österliche Beicht dauerte in den Reductionen von Septuagesima bis acht Tage nach dem Frohnleichnamsfest, und während dieser Zeit wurde täglich Beicht gehört, mit Ausnahme des Donnerstags und der Sonn- und Feiertage. Während der Fastenzeit durfte niemand auf die Jagd gehen oder größere Ausflüge machen, damit alle den Fastenpredigten, namentlich aber dem Beichtunterricht beiwohnen könnten. Damit bei der großen Zahl alles in schöner Ordnung vor sich gehe, hatte jede Kazikschaft ihre bestimmten Tage. Der Unterricht fand für die Männer gewöhnlich um 5 Uhr Nachmittags, für die Frauen am Morgen nach der hl. Messe statt. Zwei oder drei Tage vor der Beicht wurde jeder Einzelne von eigens hierzu bestellten, wohlunterrichteten Männern geprüft, ob er den Katechismus und die Gebote kenne. Wer die Prüfung bestand, erhielt ein hölzernes Täfelchen, auf welchem der Buchstabe S (vielleicht = Synaxis) eingebrannt war. Ohne dieses Zeugniß wurde zur österlichen Zeit niemand zur Beicht zugelassen, außer dieser Zeit aber fiel die Prüfung weg. Der Beichtende gab das Täfelchen vor der Beicht ab und erhielt dafür nach der Beicht ein anderes mit dem Buchstaben C (Communio), das er vor der Ostercommunion abzugeben hatte. In der Osterzeit

kam regelmäßig in jede Reduction ein fremder Pater, damit die Leute Gelegenheit hätten, einmal bei einem anderen zu beichten. Auch sonst leisteten die Missionäre sich oft gegenseitige Aushilfe, besonders vor den hohen Festtagen, an welchen gewöhnlich die ganze Gemeinde zu den hl. Sacramenten ging. - Sehr viele Indianer, besonders diejenigen, welche einer Bruderschaft angehörten, kamen regelmäßig und oft zur Beicht und zum Tische des Herrn. Ebenso verfehlten sie nie, ihr Gewissen zu reinigen, bevor sie eine gefahrvolle Expedition unternahmen, z. B. wenn die Männer mit den Spaniern zu einem Krieg gegen wilde Stämme auszogen oder eine weite Flußfahrt unternahmen. Ja viele kamen zur Beicht, wenn sie auch nur etwa einen Monat lang auf der Jagd oder irgend einer Arbeit halber sich fern von der Reduction in der Wildniß aufhalten mußten, um für alle Fälle vorbereitet zu sein.

„Man kann nicht sattsam genug bewundern,“ schreibt P. Herran 1726, „mit was empfindlichen Schmerzen die Indianer ihre begangenen Missethaten bereuen, mit welch wachsamer Sorgfalt sie die durch das Sacrament der Wiedergeburt erhaltene Herzensreinheit zu bewahren sich befleißen. Man pflegt in den Missionen zum Ende der Predigt dem versammelten Volke den Act der vollkommenen Reue mit beigesetzten Beweggründen, warum man die Gott zugefügte Unbill verabscheuen und betrauern soll, mit lauter Stimme vorzutragen; dabei dann gemeiniglich in

der ganzen Kirche ein herzzerbrechendes Seufzen und reumüthiges Heulen erschallet, welchem einige aus Antrieb des lebhaften Schmerzes rauhe Bußwerke und äußerliche Züchtigungen zugesellen, so daß öfters der Missionär den Bußeifer in gewisse Schranken einschließen muß, damit die Büßer ihrem Leben und ihrer Gesundheit nicht merklichen Schaden zufügen. Sie klagen in dem geheimen Gericht vor dem Priester unter häufigen Zähren auch ihre mindesten Fehler an, und zwar fast eben in jenem Augenblick, da sie aus menschlicher Gebrechlichkeit gefallen. Sie unterbrechen dann auch ihre nothwendigen Geschäfte und eilen der Kirche zu, um sich durch das Sacrament der Buße alsobald zu reinigen."

Wie vieles andere, wurde nach dem Vorbild der christlichen Urkirche auch die öffentliche Kirchenbuße in den Reductionen eingeführt. Einige zuverlässige musterhafte Männer führten „nach Weise der römischen Censoren" in jeder Dorfschaft stramme Aufsicht über öffentliche Zucht und Sitte. Hatte jemand durch ein schwereres Vergehen öffentliches Aergerniß gegeben, so mußte er in ein Bußkleid gehüllt an der Kirchenpforte demüthig die ganze versammelte Gemeinde um Verzeihung bitten und die über ihn verhängte Strafe, z. B. öffentliche Geißelung, über sich ergehen lassen. Es war dann Sitte, daß der Gestrafte nach erlittener Züchtigung dem Corrector oder dem Missionär die Hand küßte mit den Worten: „Gott vergelte es euch, daß ihr mich

zurecht gewiesen habt.“ Dabei ereignete es sich öfters, daß einige aus den Anwesenden, die sich eines gleichen, aber im Geheimen begangenen Lasters schuldig wußten, vortraten, sich desselben offen unter vielen Thränen anklagten und um eine gleiche Bestrafung eifrigst anhielten. Rückfälle kamen nur äußerst selten vor.

Eucharistie.

Während die Patres die hl. Taufe, die als Sacrament der Todten ihrer Natur nach von Seiten des Empfängers nicht soviel voraussetzt, sehr freigebig spendeten, war ihre Praxis betreffs der hl. Eucharistie, des Sacramentes des vollendeten Christen, anfangs mit Recht eine sehr strenge. „Den neubekehrten Wilden,“ so sagt P. Techo, „wurde die hl. Communion nicht gleich gereicht, theils weil ihr Glaube noch sehr schwach und ihr Verständniß göttlicher Dinge sehr unvollkommen war, theils auch, um durch längeren Aufschub der heiligen Seelenspeise das Verlangen der Neophyten reger zu machen“ und sie anzutreiben, die Bedingungen zur Zulassung um so eifriger zu erfüllen. P. Petrus de Onate, der zweite Provincial von Paraguay, stellte daher die allgemeine Regel auf, daß erst im siebenten oder achten Jahre nach einer Neugründung unter den Neophyten eine Auswahl getroffen und dieselben nach sorgfältiger Vorbereitung zum Tische des Herrn zugelassen würden. So fanden die ersten Generalcommunionen in Guayra erst 1619,

in St. Franz Xaver z. B. erst 1629 statt. Diese Verordnung wurde später, da bereits neue christliche Generationen herangewachsen waren, naturgemäß gemildert. Jedoch blieb es, wie es scheint, Regel, daß die Christen bei den Generalcommunionen ein schriftliches Zeugniß ihrer Befähigung mitzubringen hatten und die Missionäre den öfteren Empfang ihrer Entscheidung vorbehielten. Dies hielt einen mächtigen Wetteifer unter den Neubekehrten rege, von dem uns Techo und Andere die rührendsten Züge aufbewahrt haben. Als P. Nikolaus Duran, der dritte Provincial im Jahre 1626 das Dorf S. Ignacio besuchte, baten ihn die Kaziken und die übrigen Christen kniefällig, er möge doch sorgen, daß in ihrer Kirche, wo das heiligste Sacrament bis dahin aus Mangel an goldenen Altargefäßen nicht aufbewahrt wurde, der Heiland bleibend Wohnung nehme. P. Duran versprach es, falls er bei seiner Rückkehr alle wohlunterrichtet antreffe. Mit Freuden versprachen dies die Neophyten, und sie hielten so treulich Wort, daß der Missionsobere bei seiner Wiederkunft Thränen der Rührung vergoß über den Eifer, mit dem die armen Wilden, jung und alt, sich vorbereitet hatten. Natürlich wurde ihre Bitte jetzt gewährt. „Sobald das hochwürdigste Gut," so erzählt der Bericht weiter, „einmal auf den Altar gebracht und daselbst bleibend verwahrt wurde, sah man niemand auch nur von ferne am Gotteshaus vorübergehen, der nicht sein Knie gebeugt und das

Allerheiligste mit demüthigster Neigung verehrt hätte. Ja sogar diejenigen, so mit Holz oder einer anderen Bürde beladen waren, unterließen doch nicht, im Vorübergehen diese Ehrerbietung zu bezeigen."

„Wenn die Indianer zum Tisch des Herrn hinzutreten," so schreibt P. Herran, „wenden sie vorher alle mögliche Zubereitung an, dieses Geheimniß würdig zu empfangen, und sind nicht minder sorgfältig, die erhaltene sacramentale Gnade beständig zu bewahren. Sollte man einige Zeit nach der heiligen Communion einen aus ihnen fragen, ob er nicht etwa in jene Fehler, die er vor derselben begangen, wieder zurückgefallen sei, würde er sich über eine solche Frage befremden. „Ist es wohl möglich," würde er verwundert antworten, „daß man, nachdem man mit dem Fleisch Jesu Christi genährt worden, wieder in die vorigen Laster zurückkehre?""

Ueber die Andacht der Christen im Hause Gottes, ihren Eifer, dasselbe zu zieren und das ganze Jahr hindurch den Altar mit frischen Blumen zu schmücken, und namentlich über die herrliche Zeit des hochheiligen Frohnleichnamsfestes wurde früher berichtet. Mit Recht nennt der alte Hazart die Andacht dieser jungen Christen zum Sacrament der Liebe, von der er mehrere denkwürdige Züge anführt, „schön blühende Rosen, so in dem Dornbusch der wilden Heidenwelt erwachsen, und die wohl manchen Europäer schamroth machen könnten".

Die
erste heilige Communion der Kinder

war wie in der ganzen katholischen Welt so auch in den Reductionen ein Fest für die ganze Gemeinde. Dabei bestand der Gebrauch, daß zugleich mit den Kindern auch die Eltern die heiligen Sacramente empfingen. Am bestimmten Tage kamen Vater und Mutter mit ihren glücklichen Kleinen noch vor dem Gottesdienste in die Kirche, wo der Communionunterricht noch einmal kurz zusammengefaßt wurde. In der Messe wurde dann den Kindern vorgebetet, während sie mit kleinen Blumenkränzen auf dem Haupt und brennenden Kerzen in der Hand den Altar umknieten. Nach der Feier war ein gemeinsames festliches Frühstück im Hofe der Patres.

Hervorgehoben wird noch in den Berichten, daß die Christen dem Empfange des Sacramentes immer eine sehr lange Danksagung folgen ließen und nachher eine ungewöhnliche Sammlung und Eingezogenheit bewahrten. Sehr häufig kamen sie den Tag über und aus sich selbst, um dem heiligsten Sacramente einen Besuch abzustatten. Gewiß zeigte sich hier in besonders packender Weise die Wahrheit des Schriftwortes, daß Gott es liebt, den Einfältigen sich vertraulich zu nähern. „Die Hungrigen erfüllte er mit Gütern, die Stolzen aber ließ er leer ausgehen.“

In Bezug auf das

drängten die Missionäre auf frühe Heirathen, so daß die Jünglinge gewöhnlich mit 17, die Mädchen mit 15 Jahren in die Ehe traten, ein Alter, das bei der raschern Entwicklung in jenen Gegenden dem bei uns gebräuchlichen ziemlich entsprach. Diesen frühen Ehen war zum Theil die außerordentliche Sittenreinheit zu verdanken, die auch nach dem Urtheil Außenstehender in den Reductionen herrschte. Dobrizhoffer meint freilich, diese frühen Heirathen der Guaranis seien der Grund, daß er „unter so vielen tausend Guaraniern wenige von einer besondern Größe und Leibesstärke angetroffen," und schreibt die gewaltige Leibeskraft seiner lieben Abiponier dem Umstand zu, daß sie viel später heirathen. Die stark sinnliche Richtung der Guaranier machte aber jene Einrichtung zu einer weisen und nothwendigen Maßregel.

Kamen die jungen Leute in das heirathsfähige Alter, so mahnte sie der Pfarrer. Es war dann Sache der Mutter, im Einverständniß mit dem Vater dem Sohne eine Braut zu suchen. War die Braut gefunden, so sprach zuerst die Mutter des Bräutigams mit der Mutter der Braut. Waren beide einverstanden, so wurden die jungen Leute um ihre Meinung gefragt. Sagten beide „Nay", d. h. ja, ich bin's zufrieden, so war die Sache abgemacht. Blieb das „Nay" aus, so mußte die Mutter nach einer andern Braut sich umsehen. War endlich das

gegenseitige Jawort gegeben, so wurde der Pfarrer davon benachrichtigt. Dieser rief die Verlobten einzeln zum Brautexamen, um sich zu überzeugen, daß beide Theile frei und nicht bloß aus Furcht und Rücksicht auf die Eltern ihre Zustimmung gegeben. Doch scheint die Sitte nicht überall dieselbe gewesen zu sein. Aus Yapeyu z. B. berichtet P. Sepp: „Eines ist hier zu merken, daß, wenn die Indianer eine Heirath eingehen wollen, durchaus nicht der Indianer die Indianerin, sondern das Weib den Mann zur heiligen Ehe begehren muß. Gehet also die Indianerin zu mir und saget nur: Pay (Pater), ich möchte diesen oder jenen zu Ehe nehmen, wann du zufrieden. Citire darauf den Indianer, sage ihm: Diese oder jene hat dich, mein Sohn, zu ihrem Ehemann begehret; bist du's zufrieden? Sagt er ja, so fast allezeit geschieht, braucht es nichts mehr; ist alles richtig. Der Handstreich ist gemacht, die Hochzeit vor der Thür." War alles in Ordnung, so fand die dreimalige Verkündigung von der Kanzel herab statt. Für die Hochzeitsfeier waren, wie es scheint, gewisse Zeiten des Jahres bestimmt, so daß meist eine ganze Reihe von Ehen, oft 20 bis 30 und mehr, am selben Tage eingesegnet wurden. Die geschmückten Paare — hatten sie das Nöthige nicht, so erhielten sie es aus den öffentlichen Vorrathskammern — erschienen vor dem Eingang der Kirche. Der Pfarrer kam heraus und gab sie nach den üblichen Fragen zusammen. Dann

gingen alle in die Kirche und wohnten der heiligen Messe bei, während welcher die Neuvermählten den priesterlichen Segen empfingen Zum Hochzeitsmahle wurden Freunde und Anverwandte eingeladen, und da gewöhnlich mehrere Paare zusammen feierten, wurden ihnen auf Gemeindekosten einige Gerichte und Leckereien zugeschickt. Doch wurde dabei weder getanzt noch gesungen noch ein berauschendes Getränk aufgestellt, sondern es ging alles ruhig und sittsam zu. P. Joseph Cardiel, der einst an einem Tage 90 Paare eingesegnet, machte nachher die Runde und konnte sich kaum der Thränen enthalten, als er die Bescheidenheit und Eingezogenheit der Hochzeitsleute sah. Die Mitgift machte bei den eigenartigen wirthschaftlichen Verhältnissen der Reductionen wenig Schwierigkeit. Die Braut brachte einige Teller, Töpfe, Baumwollkleider und vor allem den symbolischen Wasserkrug und eine Hängematte mit, der Bräutigam einige Nippsachen und Haushaltungsgegenstände, wozu dann noch einige Geschenke aus dem Pfarrhof kamen, etwa „eine feiste Kuh," wie P. Sepp berichtet, „ein wenig Salz, ein oder zwei Brode und ein wenig Honig." Das junge Paar nahm dann Wohnung bei den Eltern des Bräutigams oder der Braut, je nachdem es vorher war ausgemacht worden, und blieb hier gewöhnlich wenigstens noch einige Jahre unter der väterlichen Gewalt, bis sie älter geworden, worauf ihnen ein eigenes Haus gebaut und eingerichtet wurde. Die fast übermäßige

Liebe der Indianer zu ihren Kindern wurde durch das Christenthum nur veredelt, und so herrschte in den Neophytenfamilien ein überaus herzliches Verhältniß.

Sterbesacramente.

Großen Werth legten die Indianer darauf, ja nicht ohne die letzten heiligen Sacramente weg=zusterben. Darum verlangten sie danach, selbst wenn die Gefahr noch nicht so nahe war. Sollte dann einem Kranken die hl. Wegzehrung gebracht werden, so wurden womöglich die Wege von der Kirche bis zum betreffenden Hause gekehrt und mit Blumen bestreut. Ein hübsches bewegliches Altärchen, das man eigens zu diesem Zwecke in der Sacristei aufbewahrte, wurde ins Kranken=zimmer getragen, das Allerheiligste aufzunehmen. Sobald die Sterbeglocke läutete, versammelte sich die anwesende Gemeinde und gab dem Priester unter Absingung von Psalmen und Hymnen das Geleite. Für die feierliche Krankencommunion, welche am ersten Sonntag nach Ostern stattfand, brachte man die Kranken, soweit dies möglich war, in eine der beiden der Kirche gegenüberliegenden Kapellen oder in ein größeres für die Gelegen=heit besonders geschmücktes Zimmer, und das ganze Volk nahm an der Feier Theil. Es würde uns an dieser Stelle zu weit führen, wollten wir ein=gehender über die große Sorgfalt berichten, welche die Missionäre in den Reductionen den Kranken und Sterbenden zuwandten, und über ihren hin=

gebenden Opfermuth zur Zeit der so häufigen Seuchen, die wiederholt in entsetzlicher Weise unter den Indianern wütheten und in kurzer Zeit oft Tausende hinwegrafften. Es sei uns daher nur ein Wort gestattet über die von allen Berichten gleichmäßig hervorgehobene Thatsache, daß sich der wahrhaft christliche Geist dieser Neubekehrten nirgends so schön und ergreifend zeigte wie gerade in der Todesstunde. „Hier zergehet meine Seele,“ so schreibt P. Sepp über seinen Krankendienst, „wenn ich diese armen Tröpflein heimsuche und ansehe; und besonders wenn ich einem Sterbenden, meinen gekreuzigten Heiland in der Hand, zuspreche, kann ich mich nicht enthalten, daß ich nicht sage: Moriatur anima mea morte istorum. O Heiland, lasse meine Seele sterben wie diese! Hab' in Europa viel sterben gesehen, auch Geistliche, aber sehr wenige wie diese. Nicht auszusprechen ist, mit was für einem Frieden, Ruhe des Gewissens, Sittsamkeit des Leibes und der Seele diese abscheiden.“ Und nachdem er des Weiteren ihre Geduld im Leiden, ihren ungestörten Frieden im Angesicht des Todes geschildert, schließt er: „Mit einem Worte, ich vermeine, es sei unter der Sonne kein Geschlecht, das also sittsam und ruhig das Zeitliche gesegne, als eben diese der Welt verachteten, verlassenen, armer, einfältigen Indianer.“ Aus zahlreichen Beispielen nur das eine oder andere.

„Anton Cadiodi,“ so erzählt P. Baucke, „einer der Knaben des Häuptlings Cithaalin, fühlte

bereits die Nähe des Todes (es war Freitag) und sagte zu den Umstehenden: „Es wäre wohl schön, wenn ich heute sterben könnte; denn es ist der Tag, an welchem der Heiland am Kreuze gestorben ist. Aber ich werde erst morgen sterben, am Samstag; denn das ist der Tag unserer himmlischen Mutter, diese wird mich rufen.“ Gleich nach Mitternacht fragte er die Anwesenden, ob der Hahn schon gekräht habe, und als man ihm sagte: ‚Noch nicht‘, bat er, man möge es ihm sagen, wenn der Hahn das dritte Mal krähe. Als man es ihm dann meldete, sprach er ganz ruhig: ‚Wohlan, der Tag unserer lieben Frau beginnt, jetzt werde ich sterben und zu ihr gehen.‘ Nicht eine halbe Viertelstunde verfloß, und der Knabe war eine Leiche.“

Sehr erbaulich war auch der Tod des besten Violinisten der Reduction, Namens Ignatius, der erst seit einem halben Jahre verheirathet war. Während seiner Krankheit besuchte ihn P. Baucke bei Tag und bei Nacht, so oft er einen Augenblick fand, von den anderen Kranken — die Pest wüthete gerade in der Reduction — abzukommen, und traf ihn stets voll Vertrauen auf Gott. Als es schlimmer wurde, ließ er um die hl. Wegzehrung bitten. P. Baucke eilte hin und fand den guten Ignaz im Gebet begriffen. Er wiederholte betend die ganze christliche Lehre, erweckte dann wieder die drei göttlichen Tugenden, Reue und Leid, besonders oft aber betete er das apostolische Glaubensbekenntniß. Nachdem er gebeichtet und die hl.

Sterbesacramente empfangen, wollte er nochmals seine Eltern sehen, und als diese am Sterbebett standen, redete er sie also an: „Lieber Vater und liebe Mutter, ich gehe jetzt zu einem anderen Vater und zu einer anderen Mutter, obschon ich gern noch bei euch geblieben wäre, da ihr schon alt seid; allein ich habe Gott noch lieber als euch, und darum will ich euch verlassen und zu ihm gehen. Doch werde ich euch nicht vergessen, wenn ich zu ihm komme." Nachdem er dann seine letzten Verfügungen getroffen, sprach er noch einmal zu seinen Eltern: „Lebet wohl und trachtet, daß wir bei Gott wieder zusammenkommen." P. Baucke begann dann die Sterbegebete vorzubeten, und Ignaz antwortete mit kräftiger Stimme. Plötzlich wurde sie leiser; noch einmal begann Ignaz das apostolische Glaubensbekenntniß, vollendete es aber nicht mehr: betend gab er seinen Geist auf. „Sind das nicht Erlebnisse," schließt der Missionär, „die einen jeden, dem das Heil seiner Mitmenschen am Herzen liegt, gleichsam bezaubern und zu dem Entschlusse bringen könnten, unter diesen Indianern zu wohnen?" Solche und ähnliche Züge wiederholen sich regelmäßig in den Jahresberichten der alten Reductionen.

Begräbniß. Sorge für die Abgestorbenen.

Fügen wir ein Wort über die Begräbnißfeierlichkeiten und die echt christliche Sorge für die Abgeschiedenen bei. Särge gab es für die Erwachsenen, wenigstens im Anfang, nicht. Männer

und Frauen wurden, in ein Baumwolltuch eingeschlagen, zur Erde bestattet. Vor dem Todtengottesdienst wurden die Leichen in einer der an den Kirchplatz angrenzenden Kapellen, „Misericordia“ genannt, ausgestellt und von hier aus durch den Priester in üblicher Weise und unter ernster Trauermusik feierlich zur Kirche abgeholt. Vornehme Indianer und solche, die sich um die Gemeinde besondere Verdienste erworben, erhielten ihren Ruheplatz innerhalb der Kirche. Gay fand noch in einer solchen zahlreiche Grabestafeln mit Guaraniinschriften. Die übrigen wurden auf dem Friedhof begraben, dessen Einrichtung wir bereits früher beschrieben. Die bei den heidnischen Indianern übliche Todtenklage der Weiber konnte nicht ganz abgeschafft werden. Sie wurde also in christlicher Weise umgeformt beibehalten, begann aber erst nach Schluß der kirchlichen Ceremonien. Dann erhoben die Frauen ihre wenig melodischen Stimmen zum Guaju, indem sie unter Thränen und Heulen das Lob des Verstorbenen, seine Verdienste um die Gemeinde besangen und verkündeten, wie Großes der Hingeschiedene noch geleistet haben würde, wenn er länger gelebt hätte. Hatte der Todte z. B. besondere Anlagen und Talente gezeigt, dann hieß es: er würde es gewiß zum Schullehrer, Verwalter, Musiklehrer oder gar zum Rathsherrn, Fähnrich und Bürgermeister, den am meisten geschätzten Aemtern, gebracht haben. Dabei verfügten sie nach Peramas über eine solche Fülle von Redefiguren und Bildern,

daß diese Todtenklagen eines der schwierigsten Sprachräthsel des Guarani gewesen seien.

Kinderleichen wurden von eigens dazu bekleideten Knaben in bunt bemalten Särgen unter fröhlichen Klängen zu Grabe getragen. Bei solchen Gelegenheiten fiel auch die Todtenklage weg, wie überhaupt jeder Ausdruck des Schmerzes. Dafür brachte die Familie je nach ihrem Vermögen ein Opfer an Mais, Hülsenfrüchten und Brot dar, welches dann unter die Knaben, Wittwen und Armen vertheilt wurde. Gleiches geschah bei den monatlichen Seelenämtern für die Abgestorbenen der Gemeinde, und besonders am Allerseelentag. Sehr gern und oft besuchten die Christen die Gräber, um dort zu beten, und an allen Montagen zog die ganze Gemeinde in Procession auf den Gottesacker, um der hl. Messe beizuwohnen, die dann in der Friedhofskapelle gelesen wurde, und nachher vor das Kreuzbild in der Mitte, wo gemeinsam gebetet und ein „responso“, wahrscheinlich eine Art Choral, gesungen wurde.

Bruderschaften und Vereine.

Um den frommen Eifer der Neophyten zu erhalten und zu fördern, waren in die Reductionen außer den Bruderschaften des hl. Rosenkranzes und des Skapuliers auch die *marianischen Congregationen* verpflanzt worden und gelangten zu großer Blüthe. Da nur die Eifrigsten Aufnahme fanden und die Ausstoßung als eine der empfindlichsten Strafen galt, so wirkten sie außerordent-

lich anregend und zogen einen Kern von Musterchristen heran, auf die sich die Missionäre in jeder Beziehung verlassen konnten. Sie hielten regelmäßig jeden Sonntag ihre Versammlungen und gemeinsamen Gebetsübungen und gingen alle Monate zu den hl. Sacramenten. Das Aufnahmediplom mit der Weiheformel war den Sodalen so heilig und theuer, daß manche es beständig bei sich trugen und es ihnen ein Trost war, dasselbe selbst ins Grab mitnehmen zu dürfen. Ueberhaupt übte die Andacht zur reinsten Gottesmutter auch bei diesen Neophyten ihre verklärende reinigende Kraft in einem hohen Grade, und schon die zahlreichen Statuen der Himmelskönigin, die sich heute noch in den Ruinen überall finden, zeigen, wie mächtig ihr mildes Scepter auch hier geherrscht. Doch würde diese und die anderen echt katholischen Andachten und Uebungen, die in den Reductionen Aufnahme und Pflege fanden, ein ganzes Kapitel füllen, während wir doch nur einige schwache Umrisse zeichnen wollten.

Bruderliebe.

Ein schöner Zug der Reductionen war die herzliche Liebe und Brüderlichkeit, die alle ihre Glieder zu einem Herzen und einer Seele verband. Nur äußerst selten wurde diese Eintracht durch Raufhändel und Zwistigkeiten gestört. Diese gegenseitige Liebe zeigte sich auch in der Opferwilligkeit, mit welcher die Familien sich gegenseitig und eine Reduction der anderen beisprangen, so oft ein

Mißwachs oder sonst ein Unglück dieselbe betroffen hatte. Besonders heben die Berichte auch den thätigen Seeleneifer dieser Neubekehrten hervor, der sie antrieb, sich den beschwerlichsten Reisen und selbst der Todesgefahr auszusetzen, um ihre noch heidnischen Glaubensgenossen dem wahren Glauben zuzuführen. „Wir zählen schon hundert solcher Liebesmartyrer," schreibt P. Herran 1726, „welche bei Bekehrung der Heiden ihr Leben ritterlich gelassen haben. Es ist unter ihnen eine heilige Eifersucht, wer mehr solcher irrenden Schäflein auf die rechte Straße zurückführen möge, und der Tag, an welchem sie mit einer reichen Beute aus den Wäldern und Bergen nach Hause kommen, ist ein allgemeiner Fest- und Freudentag, welchen sie mit vieler Pracht öffentlich feiern. Den neu herbeigeführten Gästen begegnen alle mit tausend Liebkosungen und Diensterweisungen. Jeder trägt das Seinige bei, daß der Noth dieser armen Leute gesteuert werde; jeder sucht ihnen die neue, bisher ungewohnte Lebensart süß zu machen und jene von der Natur zu ihren Wüsteneien eingeflößte Neigung aus dem Herzen zu bringen. Auf solche Art vermehren sie die Anzahl der Neugläubigen und bevölkern ihre alten Kirchspiele mit so reichem Zusatz, daß man davon immer neue Pflanzstätten errichten und das sonst öde platte Land mit christlichen Indianern besetzen kann." Aber der Zuwachs von Seiten der Neubekehrten brachte auch besondere Schwierigkeiten. Gerade von diesen Naturmenschen, welche erst

jüngst aus den Wäldern in die Reductionen gekommen und noch Heiden oder Katechumenen waren, gilt es vorzugsweise, wenn die Missionäre von den großen Schwierigkeiten reden, diese Wilden an Zucht und Ordnung und an ein christliches Leben zu gewöhnen. Manchen Lastern und Mißbräuchen wurde jedoch, wie auch der früher genannte Kapuziner richtig hervorhebt, durch die ganze treffliche Einrichtung der Reductionen von vornherein der Boden entzogen, auf dem sie wuchern konnten: der Trunkenheit, einem Hauptlaster der wilden Indianer, durch Einführung des sehr gesunden Mate oder Paraguaythees, den die Indianer bald jedem anderen Getränk vorzogen; der Habsucht und der Eifersucht durch eine Art gemäßigten christlichen Communismus, der die wirthschaftliche Grundlage der Reductionen bildete; der Unsittlichkeit durch die frühen Heirathen. „Außerdem," so fährt der Kapuziner fort, „helfen viele Sachen zur beharrlichen Unschuld dieser Neubekehrten, erstlich der allergenaueste Fleiß, sie im Christenthum gründlich zu unterrichten; zweitens das gute Beispiel ihrer Vorsteher, an welchen sie nichts als Gutes und Auferbauliches sehen; drittens die Trennung von den Europäern, und viertens die von den Missionären eingeführte Ordnung, welche bis auf diese Stunde genau beobachtet wird, dergestalt, daß auf allen diesen Missionen eine Gleichheit in allen Sachen verspürt wird." In der That verstanden es die Missionäre vortrefflich, väterliche Milde und Nachsicht mit strammer

Zucht und scharfer Controle des ganzen öffentlichen und privaten Lebens zu verbinden. Dies war eines der Hauptgeheimnisse ihres Erfolges und erwarb ihnen in Verbindung mit dem Beispiel ihres sittenreinen Lebens nicht bloß die innigste Liebe und Anhänglichkeit ihrer „bärtigen Kinder", sondern auch ein fast unbegrenztes Ansehen. Doch soviel Schönes noch zu berichten wäre, wir müssen für dieses Mal von diesem schönen Bilde Abstand nehmen und schließen mit dem Zeugniß eines Mannes, der die Reductionen eigens besucht hatte, um an Ort und Stelle die gegen dieselben geschleuderten Anschuldigungen zu untersuchen. „Es herrscht," so schrieb 1721 Don Pedro Faxardo O. SS. Trin., Bischof von Buenos Aires, an König Philipp V. von Spanien, „unter diesen zahlreichen Völkerschaften, welche aus Indianern bestehen, die von Natur zu Lastern aller Art geneigt sind, eine solche Unschuld, daß ich glaube, es werde daselbst keine einzige Todsünde begangen, da die Wachsamkeit der Hirten die geringsten Fehler vorhersieht und ihnen zuvorkommt. Ich war an einem Festtag U. L. Frau in einer ihrer Ortschaften und sah daselbst 800 Personen zur hl. Communion hintreten. Darf man sich da noch wundern, daß der Feind des menschlichen Heiles so viele Stürme gegen ein so heiliges Werk erregt und seine ganze Kraft aufbietet, um es zu zerstören?" *)

*) Aus der sehr empfehlenswerthen Zeitschrift: „Die katholischen Missionen" (Freiburg, Herder) mit Zusätzen des Verfassers.

Verantwortlich für die Redaction Edm. Eirund, Berlin.